

Jens Reißmann

Gemeinsinn und Eigensinn

Eine Studie zur Menschwerdung – zwischen Menschlichkeit und
Unmenschlichkeit

Teil I: Der Mensch - ein Wir

INHALT

Vorwort	3
<i>Zur Einstimmung: Nackt unter Wölfen</i>	5
Teil I: Der Mensch – ein Wir	6
Grundlagen der Menschwerdung	6
1. Kooperation und Nahrungsteilung	8
2. Sprache und Vorstellungsvermögen.....	20
3. Empathie und Altruismus.....	26
4. Rituale, Religion und Kunst.....	34
5. Aggressionsbereitschaft	45
6. Zur Sexualität	52
7. Zur Rangordnung und Territorialität	61
8. Werkzeuggebrauch und technologische Innovationen	68
9. Herausragende Lern- und Anpassungsfähigkeiten.....	72
<i>Resümee zum Teil I „Der Mensch – ein Wir“</i>	79

Teil II: Vom Wir zum Ich: Die Auflösung der traditionellen Gemeinschaften

Teil III: Gemeinsinn und Eigensinn: Paradoxien der Moderne

Teil IV: Freiheit und/oder Gerechtigkeit*(noch nicht abgeschlossen)*

Dr. Jens Reißmann
info@jensreissmann-studien.de
2016/2017

Vorwort

Anlass für diese Studie waren zum einen Vorträge und Diskussionen zum Thema „Wie bitte geht Gerechtigkeit?“ auf dem 4. Festival der Philosophie im März 2014 in Hannover, wobei, zumindest in meiner Erinnerung, das Leitthema häufig nur vom Individuum aus gedacht oder religiös begründet wurde. Für mich aber haben Gerechtigkeitssinn und Gerechtigkeitsgefühl einen evolutionsbiologischen Kern. Dem nachzugehen, ohne in biologischen oder gar biologistischen Erklärungen zu verharren, war und ist die eine Motivlage für diesen Text. Sie führt mich zudem unmittelbar zur Frage nach meinem Menschenbild. Das gilt auch für die zweite Motivlage: die täglichen Berichte, Informationen und Bilder in den Medien über Gewalttaten und unfassbare Grausamkeiten, aber auch Beispiele für Empathie und Solidarität – verbunden mit der Frage: Woher kommt das, was wir „Menschlichkeit“ bzw. „Unmenschlichkeit“ nennen?

So entstand und entsteht seit Anfang 2015 über Monate hinweg ein umfassender Text, den ich im Juni 2016 unter <http://jensreissmann-studien.de> veröffentlicht habe. Im Sommer 2017 habe ich mit einer Überarbeitung begonnen.

Im *Teil I* „*Der Mensch – ein WIR*“ stelle ich zunächst in einigen Kernaussagen evolutionsbiologisch-anthropologische Erkenntnisse und Positionen dar, die ich auf die These zuspitze, dass der Mensch erst durch die Entwicklung eines tendenziell egalitären Gemeinns in buchstäblich überschaubaren, persönlichen Gemeinschaften zum Menschen wurde. Ich nenne diese Gemeinschaften oder Sozietäten der frühen Menschen vorläufig auch das „archaische Wir“, da es mir zentral um ein ursprüngliches Wir-Gefühl und entsprechende, „tief verankerte“ Einstellungs- und Verhaltensdispositionen geht. „Gemeinns“ meint die Ausrichtung des eigenen Handelns an den Zielen und Interessen der Gemeinschaft¹ Der evolutionsbiologische Ansatz ist für mich, der neben Politikwissenschaften auch Biologie studiert hat, naheliegend. Ich gehe davon aus, dass die zunächst sehr kleine Anzahl von Menschen im Verlauf von Jahrhunderttausenden auch einem biologischen Selektionsdruck ausgesetzt war, der die Entwicklung bestimmter „Dispositionen“ förderte oder schwächte. Der Begriff „Disposition“ ist dabei zentral, aber leider nicht klar zu definieren.²

Im *Teil II* „*Vom WIR zum ICH*“ sollen die großen historischen Umbrüche, die zur Auflösung bzw. Erweiterung der archaischen Gemeinschaften führen, skizziert und drei damit verbundene historische Entwicklungslinien – Individualisierung, Hierarchisierung, Universalisierung – erläutert werden. Sie kennzeichnen das, was ich mit „Eigensinn“ meine; der Begriff ist also nicht alltagssprachlich zu verstehen als starrköpfiges Beharren auf einer eigenen Position, sondern meint ein Primat individueller Interessen, Orientierungen und Ansprüche, auch auf Freiheit und Würde.

¹ Ich benutze die Begriffe „Gemeinschaft“, „Gruppe“, „Sozietät“ oder „Wir“ im Folgenden weitgehend synonym.

² Der Psychoanalytiker Rudolf Bilz („*Wie frei ist der Mensch? Paläoanthropologie Bd.1*“; „*Studien über Angst und Schmerz. Paläoanthropologie Bd.2*“, 1976) spricht von „Erlebnis- und Handlungsbereitschaften“. Ich habe beide Bände dieses kaum bekannten Autors während des Studiums mit großem Interesse gelesen – und nun (2015) noch einmal nachgelesen. - Gemeint sind m. E. bestimmte neurale Verknüpfungen, die embryonal oder frühkindlich angelegt („vorgespurt“) werden und dann erfahrungs- bzw. lernabhängig verstärkt oder gelockert oder neu verknüpft werden können. Solche evolutionsbiologisch angelegten neuronalen „Vorbahnungen“ jedenfalls können erklären, wieso bestimmte Erlebnis- und Verhaltensmuster universell so verbreitet bzw. so leicht aktivierbar sind.

Deutlich werden soll, wie hochgradig ambivalent sich heute das Verhältnis von Eigensinn und Gemeinsinn darstellt.

Im noch nicht abgeschlossenen *Teil III „Paradoxien der Moderne“* versuche ich darzulegen, zu welchen ambivalenten und paradoxen Folgen die zuvor dargestellten Prozesse führen: Individualisierung bei gleichzeitigem Wunsch nach Zugehörigkeit und Gemeinschaft; Hierarchisierung der Gesellschaft bei gleichzeitigen Ansprüchen an Gerechtigkeit und Gleichheit; Universalisierung bei gleichzeitigem Wunsch nach überschaubaren, verlässlichen Gemeinschaften. Diese Ambivalenzen prägen auch die heutigen Kontroversen um eine "offene Gesellschaft", die sich den allgemeinen Menschenrechten verpflichtet fühlt, und radikalen oder Identitäten Gemeinschaftsideologien, die auf Abgrenzung und Ausgrenzung setzen.³

Noch nicht abgeschlossen ist auch *Teil IV „Freiheit oder Gerechtigkeit“*, in dem ich versuche, für mich interessante philosophisch-weltanschauliche Positionen der Neuzeit, insbesondere in ihren moralphilosophischen Implikationen auf die zuvor dargestellten Kernaussagen zu beziehen. Kurz: Wie antworten einige, mich besonders interessierende Philosophen bzw. Philosophien auf die von mir hier aufgeworfenen Fragen?

Die Vorgehensweise ist eher subjektiv und interessenorientiert: Ich greife z. B. auf Literatur zurück, die mich vor vielen Jahren oder in letzter Zeit besonders „angesprochen“ und beeindruckt hat, sowie auf aktuelle Zeitungsartikel und andere Medienberichte und ergänze das um weitere neugierige Recherchen im Internet (meist Wikipedia).

Das Problem ist, dass ich viele außerordentlich komplexe Themenfelder anspreche, ohne den Anspruch erheben zu können, hier auf dem Stand der fachwissenschaftlichen Diskussion zu sein. Aber diese Laienperspektive hat auch ihren Reiz: Sie erlaubt mir recht unbefangen die eine oder andere interessante Hypothese oder Assoziation zu formulieren, ohne systematisch zu prüfen, ob das nicht schon von anderen und vielleicht viel differenzierter dargelegt worden ist. Mir geht es beim Schreiben auch weniger um Originalität (ein wenig natürlich schon!), sondern vor allem um einen Prozess der Selbstvergewisserung; ein schöner Nebeneffekt: Ich lerne ständig dazu! Das bedeutet auch: Ich bessere ständig nach und bin offen für weitere Korrekturvorschläge, kritische Anmerkungen und Ergänzungen. Vielleicht ist noch eine Anmerkung wichtig: Ich schreibe überwiegend aus einer anthropologischen und historischen, wenn man so will „phylogenetischen“ Perspektive, die sicher auch sehr reizvolle „ontogenetische“ Perspektive, also den Blick auf kulturellen Wandel und die dadurch mitbedingte individuelle Psychogenese blende ich weitgehend aus.

³ Ein Gesamttext liegt zu Teil III bisher nicht vor; lediglich Ausarbeitungen zu Einzelthemen: 1. „Herrschaft: Hoffnung auf gottgesandte Führer oder demokratische Selbstbestimmung“, 2. „Gleichheit: Utopie und neuer Totalitarismus“

Zur Einstimmung: „Nackt unter Wölfen“

Gestern (01.04.15) lief in der ARD die neue Verfilmung des DDR-Klassikers „Nackt unter Wölfen“, Handlungsort das KZ Buchenwald, heute lese ich in der HAZ ausführliche Berichte von den Häftlingstrecken aus Hannoverschen KZ' nach Bergen-Belsen, ein Foto mit lachenden (!) Bewacherinnen: nach ihrer Festnahme durch Alliierte. Ich spüre, wie fast immer nach solchen eindringlichen Bildern und Berichten über „Unmenschlichkeit“ oder „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ eine hilflose Wut und Rachegefühle. Diese SS-Verbrecher, diese Menschenschinder! Ich wollte, sie müssten das erleiden, was sie anderen angetan haben. Ich will, dass auch sie leiden!! Die Vorstellung entlastet, ein wenig. Könnte ich selbst solche „Unmenschen“ bestrafen, quälen? Direkt konfrontiert mit Bildern und Berichten, würde ich spontan und überzeugt „ja“ sagen.

Im Film sagt einer der Anführer der kommunistischen Widerstandgruppe im Lager, zugleich ein sog. Kapo, im Moment der Befreiung: „Wer Lynchjustiz ausübt, ist auch nicht besser als die SS-Schergen“. Recht hat er; aber sollen sie davonkommen, wie so viele dieser Mörder? Ja, viele haben mit brutaler Lust gemordet, auch noch als der Krieg längst „verloren“ war. Mörder, die als harmlose Bürger und offenbar ohne jedes Schuldgefühl weiterleben konnten, während ihre Opfer, so sie denn überlebten, bis ans Ende von Alpträumen gepeinigt wurden!

Ich empfinde heftige Aggressionen gegenüber denen, die sich gegen die eigene ideale (fiktive?) Gruppe der Humanisten stellen, gegen die „Un-Menschen“!. Ich weiß natürlich, dass sich Gewalt und Grausamkeit auf dieser Welt nicht einfach aggressiv bekämpfen und „ausrotten“ lassen, aber solche Einsichten verstärken nur die eigene Hilflosigkeit, die Gefühlsmischung aus Hass, Rachewünschen, Verzweiflung und Resignation.

„Unmenschlichkeit“, was für ein absurder Begriff, denn er beschreibt hier doch etwas typisch Menschliches. Die emphatische positive Konnotation des Begriffs „Menschlichkeit“ ist eigentlich eine euphemistische Verschleierung. Aggressivität, ja Grausamkeit, Brutalität und die vollkommene emotionale und soziale Auslöschung des anderen als Mitmenschen gehört genauso zum Menschen – vielleicht immer schon! – wie das, was wir „Menschlichkeit“ nennen, wie Hilfsbereitschaft, Mitgefühl, Empathie. Im Film versuchen die politischen Häftlinge den im Lager versteckten, kleinen jüdischen Jungen zu retten, obwohl das ihre Aufstandspläne in höchste Gefahr bringt. Die Empathie ist wahrzunehmen, in der Zuwendung, in den Blicken und Berührungen, im Handeln.

Menschenverachtende Grausamkeiten reproduzieren sich ständig, Tag für Tag und in einem fruchtbaren Ausmaß: Grausamkeit in der täglichen Gewalt gegen Kinder; in schwerster Vernachlässigung, im Abschneiden der existenziellen Wünsche nach Geborgenheit, Zugehörigkeit und Anerkennung, in Bombenhageln, in Unterdrückung und Versklavung, in Vertreibungen und Vergewaltigungen. Es ist hoffnungslos.

Was bleibt? Verzweiflung und Traurigkeit? Eine Haltung der „Ironie“ (Richard Rorty), des Zynismus oder Kynismus (Diogenes von Sinope), der Unterschied wäre zu klären, der „Revolte“ (Albert Camus) oder des politischen Widerstandes (aber wie, wann und wo?) oder gar der religiösen Abwendung von dieser Welt? Gottesglaube, in welcher Form auch immer, ist Wunschenken „hoffnungsvoller Toren“ (Goethe in seinem Gedicht "Prometheus").

Viele würden der Aussage wohl zustimmen, dass der Mensch von Natur aus grausam und egoistisch ist, dass nur Erziehung, Moral und Strafandrohung ein halbwegs zivilisiertes Zusammenleben sichern. Ich sehe das anders, besser: ich versuche das anders zu sehen; vielleicht auch, um die Hoffnung nicht ganz aufzugeben und auch wenn's manchmal, besser: oft(!), schwerfällt.

Ich blicke also zurück: Wie wurden wir die, die wir sind?

Der Mensch – ein Wir

Was hat uns Menschen im Verlauf der Evolution zu einem besonderem Wesen gemacht? Waren es in erster Linie unsere Intelligenz und Lernfähigkeit oder waren es unsere Aggressivität und Rücksichtslosigkeit, die uns zu einer so außerordentlich "erfolgreichen" Spezies haben werden lassen? Woher kommt das, was wir "Menschlichkeit" bzw. "Unmenschlichkeit" nennen? Woher kommt unser Wunsch nach Gerechtigkeit und was verbirgt sich dahinter? Und inwieweit kann die Entstehungsgeschichte des Menschen zur Erklärung historischer und aktueller Konfliktlagen beitragen, etwa zum Spannungsverhältnis zwischen Individuum und Gemeinschaft, zwischen Egoismus und Gemeinwohlorientierung, zwischen "offener Gesellschaft" und radikalen Gemeinschaftskonzepten auf der Basis von "Volk", "Nation", "Klasse" usw. ? Das sind einige der Fragen, zu denen ich in dieser Studie nach Antworten suche. Sie hängen stärker zusammen als es zunächst den Anschein hat.

Dazu hole ich weit aus. Ich blicke zunächst zurück auf die Evolution und auf einige Besonderheiten des Menschen im Vergleich zu unserer Primatenverwandtschaft.⁴

Mit „Menschen“ meine ich in dieser Studie den modernen Menschen, also den *Homo sapiens*, gelegentlich aber auch die Gattung *Homo* (Mensch), die alle bisherigen Menschenarten umfasst. Für die Anfänge "des Menschen" lässt sich natürlich kein genauer Zeitpunkt angeben, da es sich um einen Evolutionsprozess handelt. Älteste Funde mit relativ ausgeprägten „Homo-Merkmalen“ (aufrechter Gang, Werkzeuggebrauch, Gehirnvergrößerung, Reduzierung der Eckzähne u.a.) werden derzeit auf 2,5 Mio. Jahre datiert (*Homo rudolfensis*), neueste Funde aus der äthiopischen Afar-Region scheinen 2,8 Mio. Jahre alt zu sein. Der Ursprung in Afrika ist heute weitgehend unumstritten. Nicht umstritten ist auch, dass es mehrere Menschenarten gegeben hat, die sich im Laufe der Zeit verändert und weiterentwickelt haben, letztlich aber alle ausgestorben sind; bis auf eine Art, zu der alle heute lebenden

⁴ Der Mensch hat sich im gigantischen "Baum" des Evolutionsprozesses im "Ast" der Affen-Verwandtschaft (Ordnung Primaten: Lemuren, Affen, Menschenaffen) entwickelt. Unsere Vorfahren gehören zum Zweig der Menschenaffen (Familie Hominidae). Biologisch bzw. taxonomisch sind wir Menschen ebenso wie Orang Utans, Gorillas, Schimpansen oder Bonobos also "Menschenaffen". Eine Sonderstellung des Menschen lässt sich evolutionsbiologisch nicht begründen. Das ist für viele Nicht-Biologen sicher etwas gewöhnungsbedürftig.

Vom Zweig der Menschenaffen (Hominidae) haben bis heute vier Unterzweige überlebt: die Unterfamilien Pongini (2 Orang-Utan-Arten), Gorillini (2 Gorilla-Arten) und Panini (Schimpanse, Bonobo) sowie die Unterfamilie Hominini (Menschen): dazu gehören neben dem *Homo sapiens* auch alle ausgestorbenen Menschenarten (z. B. Neandertaler, Denisova-Mensch, Heidelberger-Mensch, *Homo erectus* u.a.). Man vermutet, dass die Entwicklungen von Panini (Vorfahren der Schimpansen, Bonobos) und Hominini (Vorfahren der Menschen) seit etwa 6 Mio. Jahren getrennt verlaufen.

Aus der Zeit vor 6 - 3 Mio. Jahren sind aus dem Entwicklungsgestrüpp der Menschenvorfahren (Unterfamilie Hominini) vor allem aus Afrika mehrere Funde von zunehmend menschenähnlichen Primaten bekannt (*Ardipithecus*, *Australopithecus* u.a.). Sie zeigen die Entwicklung zum aufrechten Gang, aber noch keine auffällige Gehirnvergrößerung; diese setzt erst vor ca. 3,0/2,5 Mio. Jahren ein, verbunden mit dem Gebrauch gezielt hergestellter und bearbeiteter Werkzeuge.

Die Zeit vor 3,0 - 2,5 Mio. Jahren markiert einen Wendepunkt, besser eine besonders herausfordernde Phase in der Vorgeschichte des Menschen. Es ist eine Zeit globaler klimatischer Veränderungen, vermutlich ausgelöst durch Erdplattenverschiebungen, die zum Zusammenschluss der beiden amerikanischen Kontinente führen und damit zu einer Neuausrichtung der großen Meeresströme (der Golfstrom entsteht!). Eine der Folgen: in Afrika breiten sich vielerorts anstelle der Urwälder großflächig Savannen und Steppen aus - damit entstehen neue Herausforderung (auch) für die verschiedenen Vorfahren der Menschen. Das Ergebnis sind Menschenaffen, die bereits anatomisch deutlich menschenähnliche Züge haben: die Gattung *Homo* entsteht - vermutlich in verschiedenen Arten.

Menschen gehören: der Homo sapiens. Dieser „moderne Mensch“, tritt seit etwa 200. – 150.000 Jahren auf, zumindest nach der aktuellen Fundlage (Omo und Herto, Äthiopien).⁵

Wie alle Lebewesen sind auch die Menschen im Verlauf der Evolution in ständiger Auseinandersetzung mit den Umweltverhältnissen entstanden. Sie entwickeln Besonderheiten im Körperbau und im Verhalten bzw. in den Lebensweisen, die helfen, das Überleben zu sichern, auch in Konkurrenz zu anderen Arten. Ich werde im Folgenden einige dieser bis heute wirkmächtigen Besonderheiten des Menschen herausgreifen.⁶

1. Kooperation und Nahrungsteilung, 2. Sprachfähigkeit und Vorstellungsvermögen, 3. Entwicklung von Empathie und altruistischen Werten, 4. Entwicklung von Ritualen, von Kunst und Religion. Ich frage dann nach spezifisch menschlichen Ausprägungen biologischer Grundorientierungen: 5. Aggressivität, 6. Sexualität und 7. Rangordnung / Territorialität – und schliesse ab mit weiteren typischen Merkmalen des Menschen: 8. Werkzeuggebrauch und technologische Innovationsfähigkeit sowie 9. herausragende Lernfähigkeit und Anpassungsfähigkeit.

Diese Humanspezifika, die sich über hunderttausende von Jahren entwickelt haben und – so meine These – letztlich das Überleben und den „Erfolg“ der Gattung Mensch (Homo) begründen, werde ich in thesenartigen Aussagen vorstellen. Zugleich soll deutlich werden, dass unser evolutionsbiologisches und kulturelles Erbe nicht frei von Ambivalenzen und Konfliktslagen geblieben ist, Ambivalenzen, die sich nach Auflösung der ursprünglichen Gemeinschaften massiv verstärken. Das wird Thema im Teil II „Vom WIR zum ICH“.

⁵ Vermutlich reicht die Entstehung des Homo sapiens in Afrika noch weiter zurück. 2017 werden Reste von mindestens fünf menschlichen Individuen aus Jebel Irhoud, Marokko, auf 280./300.000 Jahre datiert. Zumindest die Gesichtsknochen entsprechen bereits stark dem Homo sapiens. (Scinexx 08-06-2017).

⁶ Ich konzentriere mich auf die eher sozialen und affektiven Besonderheiten des Menschen und gehe nur am Rande auf anatomische Spezifika ein. Vergleiche erfolgen nur im Hinblick auf die übrigen Menschenaffen, also den unmittelbaren Verwandtschaftskreis, und in der Regel auch nur implizit.

Kapitel 1 Kooperation und Nahrungsteilung

Die Überlebensstrategie unserer Vorfahren: Sammeln und Jagen in der Gruppe

Gute Kooperation sichert das Überleben

Unsere Vorfahren haben über Jahrhunderttausende eine im Vergleich zu anderen Menschenaffenarten durchaus besondere Überlebensstrategie entwickelt: das kollektive Sammeln und Jagen in festen Gruppenverbänden. Auch wenn wir heute völlig anders leben, hinterlässt das evolutionsbiologische Erbe doch markante Spuren.

Während unsere Primatenverwandten als Vegetarier überleben und individuell auf Nahrungssuche gehen bzw. nur sehr sporadisch kleinere kooperative Jagdzüge durchführen – Schimpansen erbeuten z. B. gelegentlich in Jagdtrupps kleine Antilopen oder Affen –, spezialisieren sich die frühen Menschengruppen über hunderttausende von Jahren auf das gemeinsame Sammeln und Erbeuten von Nahrung: Sie ernähren sich zunächst vor allem von den Kadaverresten der Raubtieropfer, vom Knochenmark aus aufgebrochenen Langknochen, von gesammelten Früchten, Knollen, Meerestieren (Muscheln u.a.) usw.⁷ – und spezialisieren sich dann immer mehr auf die Gemeinschaftsjagd auf Großwild.

Die frühen Menschengruppen passen sich dabei an ein Leben im "offenen Gelände" an (Savannen, Steppen), das sie auf der Suche nach Nahrung durchstreifen; sie lagern vermutlich oft am Rand von Wasserstellen (Fluss- oder Seeufer u.a.), wo sie am ehesten auf Beutetiere hoffen können, wo aber auch ständige Gefahr durch Raubtiere droht. Sicher werden zunächst kleinere Raubtiere durch Geschrei sowie Einsatz von Stöcken, Steinen von einer Beute verjagt, später erlegen unsere Vorfahren mit Hilfe von Wurfspeeren aktiv ihre Beute, oft erst nach stundenlangen Hetzjagen.

Der Prähistoriker Hermann Parzinger⁸ sieht im Verlauf der Evolution des Menschen – vom Homo erectus (seit ca. 2,0 - 1,6 Mio. Jahren) zum Neandertaler (seit ca. 300./200.000 Jahren) bzw. zum Homo sapiens (seit ca. 200./150.000 Jahren) – eine zunehmenden Spezialisierung auf die Gruppenjagd, vor allem auf die Treibjagd auf Großwild (Rentiere, Wildpferde, Wildrinder, Mammuts u.a.).⁹ Diese Gruppenjagden werden zur Grundlage des Überlebens und Zusammenlebens. Alles dreht sich demnach um das kooperative Auffinden, Jagen, Zerlegen, Transportieren, Verarbeiten und Lagern

⁷ Der aufrechte Gang und die so "frei" werdenden Hände erleichtern den Transport von Nahrung in sichere Verstecke.

⁸ Vgl. Hermann Parzinger, „Die Kinder des Prometheus. Eine Geschichte der Menschheit vor der Erfindung der Schrift“, 2015 – H. Parzinger hat das Deutsche Archäologische Institut geleitet und ist derzeit (2016) Präsident der Stiftung Preußischer Kulturbesitz. In dem Buch gibt er eine Übersicht über den weltweiten Stand der archäologischen Befunde bis zum Entstehen der Hochkulturen.

⁹ Gruppenjagden als vermutlich zentrale Überlebensstrategie sind nicht nur im Mittel- und Jungpaläolithikum (ca. 300.000 Jahre bis 12.000 Jahre v. h.) beim Homo neandertalensis und beim frühen Homo sapiens, sondern auch schon früher beim Homo heidelbergensis bzw. Homo erectus vor mindestens 0,5 - 1,0 Mio. Jahren nachweisbar. - Die Speerschleuder, erfunden und eingesetzt im Solutréen ca. 20.000 v. h. bzw. im Magdalénien ca. 16.000 v. h. zur Effektivierung der Jagd, bezeichnet H. Parzinger als „erste Maschine“ (S. 70).

der Beute. Daran sind vermutlich, wie Hermann Parzinger betont, durchaus auch Frauen beteiligt.¹⁰

Insbesondere die Jagd auf Herdentiere, später im Magdalénien (ca. 19.000 – 13.000 v. h.)¹¹ auch die Konstruktion von großen Fischfanganlagen in Flüssen, sind Gemeinschaftsaufgaben. Aber auch das Sammeln pflanzlicher Nahrung, eine wichtige Grundlage des Überlebens, erfolgt überwiegend nicht individuell (wie bei anderen Primaten), sondern als Gruppenaktivität. Kurz: Die Sicherung der Ernährung findet bei unseren Vorfahren fast ausschließlich kollektiv statt. Das unterscheidet unsere Vorfahren von der Primatenverwandtschaft.

Ein Körper zum Jagen

Dass Fleisch und fettreiches Knochenmark entscheidend sind für das Überleben der frühen Menschengruppen, wird heute kaum noch bestritten, selbst wenn der Anteil der gesammelten pflanzlichen Nahrung vielfach überwogen haben mag und für das Überleben unverzichtbar gewesen ist. Fleisch, insbesondere seitdem es gebraten oder gekocht wird, ermöglicht aufgrund der leichten Verdaulichkeit die Reduzierung des Verdauungsapparats (inkl. Gebiss) und das parallele Gehirnwachstum. Die Bereitstellung von Energie verlagert sich sozusagen von der Verdauung zum Gehirn, das einen extrem hohen Energiebedarf hat. Jagderfolge und Gehirnwachstum und damit erweiterte Lernfähigkeiten sind eng gekoppelt und bedingen sich wechselseitig.

Zudem können weitere auffällige anatomische und physiologische Besonderheiten des Menschen (Gattung Homo) als Anpassungen an regelmäßige Hetzjagden und den Einsatz von Wurfspießen oder anderen Wurfaffen gedeutet werden: Nur Menschen haben Schweißdrüsen und eine weitgehend fellose, nackte Haut; sie vermeiden so durch Schwitzen eine Überhitzung des Körpers beim Laufen. Auch die relativ langen Oberschenkel, die kurzen Zehen, die lange Achillessehne und die kräftige Gesäßmuskulatur sind kennzeichnend für eine "Läuferstatur": eine absolute Besonderheit unter allen Menschenaffen. Dazu kommen Besonderheiten der menschlichen Arm- und Schulterkonstruktion: Nur Menschen haben sehr bewegliche "Wurffarme", die kraftvolles, zielgenaues Werfen oder Schleudern erlauben. Die menschlichen "Greifhände" mit relativ grazilen Fingern und opponierbarem Daumen wiederum ermöglichen präzise und vielfältige "handwerkliche" Anfertigungen (z.B. Wurfspieße, Werkzeuge).¹²

Man mag es ja kaum glauben, wenn man heutige Menschen vor Augen hat, aber von den biologischen Voraussetzungen her sind Menschen ausdauernder im Laufen als alle

¹⁰ **Nachtrag (Nov. 2020):** Neuere Forschungsergebnisse bestätigen, dass an prähistorischen Jagdunternehmungen unserer Vorfahren (zumindest in Süd- und Nordamerika) auch Frauen beteiligt waren. <https://www.scinexx.de/news/geowissen/jagten-maenner-und-frauen-einst-gemeinsam/>

¹¹ Die Zeitangabe v. h. = vor heute, im Englischen BP = Before Present, bezieht sich offiziell auf das Jahr 1950.

¹² Kate Wong beschreibt die genannten Zusammenhänge im Sonderheft "*Die Ursprünge der Menschheit*" (Spektrum der Wissenschaft, Okt. 2015) in dem Artikel "*Zum Jagen geboren*" ausführlich. - Die berühmten Wurfspieße von Schöningen sind ca. 300.000 Jahre alt, Speerspitzen aus Ostafrika ca. 500.000 Jahre. Vermutlich haben aber schon frühe Homo erectus-Gruppen vor 1,5 - 2,0 Mio. Jahren Jagdwaffen eingesetzt. Pfeil und Bogen kommen erst mit dem Homo sapiens auf: Früheste Funde von mutmaßlichen Pfeilspitzen sind ca. 77.000 Jahre alt (Pinnacle Point, Südafrika). - In diesem Heft, das ich leider erst im Frühjahr 2017 lese, werden viele meiner Aussagen und Thesen bestätigt bzw. differenziert dargestellt.

anderen Primaten und sogar als Antilopen, Wildpferde oder Gazellen, und sie können, anders als Schimpansen, mit großer Kraft weit und gezielt werfen (z. B. Speere oder Steine). Im modernen Leistungssport zeigen sich diese Potenziale.

Gruppenzusammenhalt: überlebenswichtig!

Meine zentrale These lautet: Die Evolution des Menschen erfolgt über lange Zeiträume in buchstäblich überschaubaren Gemeinschaften, die einen sehr engen sozialen Zusammenhalt entwickeln.¹³ Der einzelne Mensch hat nur in der Gemeinschaft eine Überlebenschance, ohne die Gruppe ist er „verloren“. Die Gemeinschaft wiederum überlebt nur durch enge Kooperation der Mitglieder. Die soziale Einbindung des Einzelindividuums und der Zusammenhalt der Gruppe sind beim Menschen deutlich ausgeprägter als bei den anderen Hominiden (Menschenaffen).

Die Sozialstruktur unserer nächsten Verwandten, der Schimpansen und Bonobos, wird als „fission and fusion“ bezeichnet (Trennen und Zusammenkommen), ist also deutlich „lockerer“ als die hier für den frühen Menschen behauptete. Bei Schimpansen und Bonobos verlassen z. B. junge Weibchen in der Regel die Gruppe, in der sie aufgewachsen sind, streifen allein umher und schließen sich anderen Gruppen an. Dort sind sie die rangniedersten Tiere, oft „getriezt“ von älteren Weibchen; sie bilden dann meist Freundschaftsallianzen mit anderen jungen Weibchen. Auch sonst ist die Gruppenbindung bei unseren nächsten Verwandten relativ locker, immer wieder sondern sich einzelne Tiere oder kleine Gruppen zeitweise ab und streifen allein umher. Der Mensch aber überlebt über Jahrhunderttausende nur durch einen besonders festen, engen Gruppenzusammenhalt.

Gemeinsam gegen "Feinde"

"Kooperation" und "Gemeinsinn" sind Schlüsselbegriffe der Menschwerdung.¹⁴ Die frühen Menschen haben aber nicht nur beim Nahrungserwerb eng zusammengearbeitet, sondern auch andere Herausforderungen oder Gefahren (Raubtierangriffe, Unfälle, Unwetter, Dürreperioden, usw.) gemeinsam zu meistern versucht. Das Überleben wird in erster Linie durch den engen Zusammenhalt (Gemeinsinn) gesichert.

Gruppen mit stark entwickeltem Gemeinsinn haben weitere Überlebensvorteile, die hier nur kurz skizziert werden sollen.

Sie sind effektiver bei der Abwehr von Raubtieren und Feinden. „Feindvermeidung“ ist eines der grundlegendsten biologischen Prinzipien, entscheidend für das Überleben. Entsprechend wachsam, flucht- oder angriffsbereit sind Lebewesen, wenn sie sich außerhalb von Verstecken bewegen. Beim Menschen zeigen sich nun einige Besonderheiten: Die Reduzierung der Eckzähne, die bei männlichen Primaten die wichtigste „Waffe“ sind, erfolgt schon bei den ersten, aufrecht laufenden Vorfahren (z. B.

¹³ Über die Gruppengrößen der archaischen Homo-Gruppen (z. B. Homo erectus, Homo heidelbergensis, Homo neandertalensis) und des frühen Homo sapiens kann nur spekuliert werden. Es gibt Hinweise, zum Beispiel Analogien zwischen Hirnareal-Relationen und Gruppengröße bei Primaten, die auf eine biologische Anpassung des Homo sapiens an eine maximale Gruppengröße von rund 150 Personen hinweisen („Dunbar-These“ des Anthropologen [Robin Dunbar](#)). Die meisten Gruppen (Sozietäten) dürften bis ins Jungpaläolithikum nur 10 – 100 erwachsene Individuen umfasst haben. Es ist anzunehmen, dass die Mitglieder der frühen Menschengruppen jeweils alle mehr oder weniger verwandt gewesen sind.

¹⁴ Mit "Gemeinsinn" meine ich ein tiefes Gefühl der Verbundenheit und Zusammengehörigkeit und ein am Gemeinwohl orientiertes Handeln.

Australopithecus, Homo habilis, Homo erectus). Sie ist ein Indiz dafür, dass die Verteidigung der Gruppe zunehmend kollektiv und unter Einsatz von „Waffen“ (Stöcke, Steine usw.) erfolgt.

Mit der Anpassung an Hetz- oder Treibjagden auf grasfressende Herdentiere geht ein Leben in eher offenem Gelände (Savanne, Fluss- und Seeufer) einher. Bei Raubtierangriffen ist die bei Primaten sonst übliche Flucht auf Bäume in der Regel keine Option mehr, zumal die Entwicklung der "Läuferstatur" die Kletterfähigkeiten der frühen Menschen zunehmend einschränkt. Nur die entschlossene Verteidigung der Gruppe, insbesondere durch den Zusammenschluss der männlichen Gruppenmitglieder, sichert das Überleben der Gemeinschaft. Gute Kooperation und wechselseitige Unterstützung sind für die frühen Menschen die beste Überlebensstrategie.¹⁵

Der Zusammenhalt der Gruppe ist zudem ein Schutzraum für die Nacht und ihre Gefahren (s.u.): Studien bei den letzten heutigen Jäger-und-Sammler-Gruppen (z. B. Hadza in Tansania) zeigen, dass nachts im Wechsel mindestens ein Gruppenmitglied wach ist und die übrigen ggf. warnen könnte.

Die Gruppe als Schutz und Lernraum für Heranwachsende

In Sozietäten mit ausgeprägtem Gemeinsinn haben die Kinder bessere Überlebenschancen, denn sie wachsen im Schutz und in der Obhut aller Gruppenmitglieder auf. Die besonders hilflosen menschlichen Säuglinge, sie werden als „physiologische Frühgeburten“ oder „sekundäre Nesthocker“ (Adolf Portmann) bezeichnet, bedürfen intensiver Fürsorge, die die Mutter nur im Schutz der Gruppe und durch diese mitversorgt leisten kann (mehr dazu im Kapitel 6). Die Abhängigkeit der Säuglingsbetreuung von der Gruppe ist bei den frühen Menschen deutlich größer als etwa bei Schimpansen, bei denen ein Weibchen ggf. auch allein den schon kurz nach der Geburt sehr selbstständigen Säugling aufziehen kann. Die Kleinkinder der frühen Menschen brauchen dagegen unbedingt den Schutz und die Fürsorge der Gruppe.

Diese ist zugleich der zentrale Erfahrungs- und Lernraum für die Heranwachsenden. Menschenkinder haben im Vergleich zu anderen Menschenaffen eine verlängerte Kindheit und Lernzeit: Die Heranwachsenden lernen von den Erfahrungen und vom Vorbild aller Gruppenmitglieder, der alten ebenso wie der jungen. Sie wachsen in altersheterogenen Gemeinschaften auf, was die Entwicklung "sozialer Intelligenz" fordert und fördert, eine wichtige Voraussetzung für konfliktarmes Zusammenleben.

Das Feuer als Mittelpunkt der Gemeinschaft

Die gemeinsame Kontrolle und Bewahrung des Feuers verbessert die Versorgung und erhöht die Sicherheit der Gruppe. Der Psychoanalytiker Rudolf Bilz (1898 - 1976) vermutet beim Menschen eine evolutionsbiologisch tief verankerte Angst vor „Nachtfeinden“, was die enorme emotionale Bedeutung des Feuers als Sicherheitsfaktor für die Gruppe verdeutlicht.¹⁶

Menschenaffen ziehen sich nachts auf Bäume zurück. Sie sind ebenso wie wir Menschen "Augentiere" und nachts relativ hilflos. Die Angst vor nachtaktiven Raubtieren oder

¹⁵ Ich wage die Hypothese, dass diese evolutionsbiologisch verankerte "Bereitschaft" (vgl. dazu die Fußnote im Vorwort) zu kollektiver männlicher Gewalt, die ursprünglich dem Schutz der Gemeinschaft dient, in deformierter Form auch viele heutige männlich-kollektive Gewaltexzesse antreibt (vgl. 5. Kapitel).

¹⁶ Rudolf Bilz, „Wie frei ist der Mensch? Paläoanthropologie Bd.1“, 1976

andern möglichen Gefahren der Nacht (- man denke an die vielen nicht identifizierbaren, unheimlichen nächtlichen Geräusche!) zeigt sich bis heute u.a. in den weltweit verbreiteten Erzählungen und Mythen über nächtliche Dämonen, Nachtgeister und Gespenster. Da wird sozusagen eine archaische Angst in kulturellen Symbolen reaktiviert und "bearbeitet".

Kontrollierte Feuernutzung gibt es nur beim Menschen (vermutlich seit ca. 0,5 – 1,0 Mio. Jahren); sie ist ein Alleinstellungsmerkmal und von „*menschheitsgeschichtlicher Bedeutung*“ (H. Parzinger). Das Feuer erschließt zusätzliche Nahrungsquellen (z. B. Hülsenfrüchte, Getreide), hilft bei der Jagd (Brandrodung), ermöglicht eine bessere Nahrungsverwertung sowie Vorratshaltung (Haltbarmachung) und dient dem Schutz der Gruppe (Schutz vor Raubtieren und Insekten, Feindabwehr, Wärme). Das Feuer muss den frühen Menschen ein vorher unbekanntes Gefühl der Sicherheit gegeben haben, insbesondere nachts. Die Feuerstelle ist der Mittelpunkt der Gemeinschaft, vermutlich auch zentraler Kultplatz. Noch heute versammeln sich Menschen gern um ein (kontrolliert brennendes) Feuer.

Der Einzelne als Teil eines Wir

In der Gemeinschaft kann der/die Einzelne auf Hilfe und Unterstützung ("Solidarität") setzen, z. B. bei Verletzungen, Krankheit, Behinderung usw. Archäologische Befunde aus dem Jungpaläolithikum (ca. 40.000 bis ca. 12.000 v. h.) zeigen, dass verletzte oder körperlich bzw. geistig behinderte Gruppenmitglieder offenbar jahrelang im Schutz der jeweiligen Gruppe überlebt haben.¹⁷ Schon die Heranwachsenden bemerken also, dass Verunglückte, Kranke und Verletzte nicht verlassen, sondern versorgt und gepflegt werden; das dürfte die Gruppenbindung und die Bereitschaft, sich für die Gemeinschaft einzusetzen, gestärkt haben. In der Gruppe ist man sicher und geborgen.

In eng kooperierenden Sozietäten kann sich zudem ein differenziertes System sozialer Verständigung entwickeln, was wiederum den Zusammenhalt festigt und die Kooperation verbessert. Die menschliche Sprache als sog. „fiktive Sprache“ eröffnet die Möglichkeit, auch Nicht-Präsentes oder Nicht-Reales zu kommunizieren und so längerfristig zu planen, Erfahrungen auszutauschen, gemeinsame, verbindende Rituale zu entwickeln usw. (mehr dazu im Kapitel 2).

Ich gehe also davon aus, dass im Verlauf der Menschheitsentwicklung über lange Zeiten vor allem solche Sozietäten überlebt haben, die eine effektive Kooperation und ausgeprägten Gemeinsinn entwickelt haben, also ein am Gemeinwohl der Gruppe orientiertes Fühlen, Denken, Handeln.

Meine zentrale These: Der Mensch ist zunächst und ursprünglich ein „Wir“. Die oder der Einzelne fühlt sich als Teil der Gemeinschaft, in die sie oder er hineingeboren wird und die ihre oder seine Existenz sichert. Dies begründet ein tief verankertes Wir-Gefühl. Das bedeutet selbstverständlich nicht, dass "Individualität" aufgehoben wäre.

Die einzelnen Menschen haben wie andere Primaten auch individuelle Besonderheiten und Charakterzüge: es gibt besonders neugierige und eher zurückhaltende, eher mutige und eher ängstliche, besonders intelligente und geschickte usw. Auch die archaischen Menschen entwickeln durchaus auch "egoistische" Ansprüche bzw. versuchen mehr oder weniger engagiert persönliche Interessen durchzusetzen. Aber diese vermeintlich

¹⁷ Marylène Patou-Mathis, Forschungsdirektorin am Le Centre National de la Recherche Scientifique (CNRS), nennt Funde aus Atapuerca (N-Spanien) als Beispiele; „*Unsere lieben Neandertaler*“, in: Le Monde diplomatique, August 2015

naturegegebene Neigung zu „individueller Nutzenmaximierung“ bleibt über sehr lange Zeit eingebunden in die Zugehörigkeit zu einer überlebenswichtigen Gruppe. Nur in der Gruppe und durch sie gespiegelt sowie in den traditionell vorgegebenen Rollen und Aufgaben zeigt und entfaltet sich die Individualität der jeweiligen Gruppenmitglieder.¹⁸

Auch dort, wo die frühen Menschen in größeren Gruppenverbänden (Kultgemeinschaften) leben, ist jedes Individuum durch (allseits bekannte) verwandtschaftliche Beziehungen fest in ein Verwandtschaftsgeflecht eingebunden: mit klar definierten und sozial kontrollierten Rechten und Verpflichtungen.¹⁹

Kooperationsvermögen und Gemeinsinnorientierung sind durch etliche evolutionsbiologische und später auch kulturelle Anpassungen und Innovationen verstärkt bzw. unterstützt worden: Die Entwicklung der Sprache (und des Lachens!) verbindet die Menschen einer Sozietät. Die ausgeprägte Empathiefähigkeit und die Entwicklung altruistischer Werte binden die Menschen aneinander. Auch die Einführung von rituellen Kulturen, Religion und Kunst in allen menschlichen Sozietäten stärkt letztlich das Zusammengehörigkeitsgefühl und damit den Gemeinsinn. Ich werde darauf zurückkommen.

Nahrungsteilung und Gerechtigkeit

Gemeinsam essen - typisch menschlich!

Etliche Anthropologen haben darauf schon hingewiesen, und doch wird eine Besonderheit des Menschen m. E. noch zu wenig beachtet: Menschen teilen die Nahrung in der Gruppe. Und: Menschen versammeln sich gemeinsam um ein Mahl. Für uns ist das so normal und selbstverständlich, dass wir kaum darüber nachdenken; bei anderen Primaten (Affen, Menschenaffen) sind das Teilen der Nahrung und die gemeinsame Nahrungseinnahme aber sehr ungewöhnlich bzw. unbekannt. Bei Primaten teilen nur Muttertiere die Nahrung mit dem eigenen Nachwuchs. Gruppenmitglieder geben ggf. Nahrung ab, wenn sie selbst satt sind. Bei den Bonobos kann es vorkommen, dass Nahrung geteilt wird, allerdings nur unter den ohnehin eng vertrauten Weibchen; Schimpansen teilen die gelegentliche Jagdbeute, fressen aber individuell.²⁰

Bei den meisten Primaten frisst sich zumeist erst einmal der „Pascha“ (das ranghöchste Tier) satt bzw. erhebt Anspruch auf jeden Leckerbissen, die anderen Gruppenmitglieder werden vertrieben und haben zu warten. Ansonsten versucht jedes Tier möglichst viel für sich selbst zu organisieren und zu sichern und frisst dann allein – möglichst abgeschirmt von anderen, die einem ja sonst etwas wegnehmen könnten bzw. würden.

¹⁸ Nach dem Autopoiesis-Konzept der Biologen und Philosophen Humberto Maturana und Francesco Varela sind die menschlichen Individuen (wie alle Lebewesen) „lebendige Systeme“, also autonome, dynamische Einheiten, die dann eine soziale Welt bzw. eine Gemeinschaft „konstruieren“ und über Sprache aufrechterhalten (mehr dazu im Teil IV der Studie).

¹⁹ Das Verwandtschaftsnetz kann auf biologischen Abstammungslinien (sog. Lineages) oder auf mythologisch-totemistisch begründeter gemeinsamer Abstammung ("Clan") basieren.

²⁰ In der TV-Dokumentation "*Auf Leben und Tod. Der Wald*" (ARD 23.01.2017) wird eine "Treibjagd" einer Gruppe von Schimpansen auf Colobusaffen gezeigt. Die Beute wird anschließend unter den erfolgreichen Jägern geteilt, unbeteiligte Tiere der Gruppe erhalten keinen Anteil. Solche Jagdzüge sind allerdings Ausnahmen, denn Schimpansen ernähren sich ganz überwiegend vegetarisch, sie zeigen aber, dass die Fähigkeit zur Kooperation bei der Jagd und die Bereitschaft zur Nahrungsteilung zum Primatenerbe gehören. Beim frühen Menschen (Gattung Homo) werden diese Dispositionen zur zentralen Überlebensstrategie weiter entwickelt.

Das ist bei den frühen Menschen anders: Sie essen gemeinsam und verteilen die vorhandene Nahrung nicht willkürlich, sondern gleichberechtigt und gerecht im Sinne allgemein anerkannter und akzeptierter Regeln.

Das „gerechte“ bzw. „faire“ Verteilen der erbeuteten oder gesammelten Nahrung und die gemeinsame Nahrungseinnahme scheinen artspezifisch menschlich zu sein. Die Nahrung wird gemeinsam beschafft – und gemeinsam verspeist. Diese universell in allen Kulturen verbreitete "Angewohnheit" ist Ausdruck der Verbundenheit und des sozialen Zusammenhalts. Rituale der gemeinsamen Nahrungseinnahme werden im Verlauf der Menschheitsgeschichte in Kulte und Religion eingebunden (mehr dazu im Kapitel 4): so wird die Zusammengehörigkeit kultisch zelebriert und unter den Schutz der Ahnen oder Himmelmächte gestellt. Sowohl in der alltäglichen gemeinsamen Nahrungseinnahme als auch in der zelebrierten Nahrungsteilung im Rahmen von Kulturen und Festen, demonstriert und „beschwört“ die Gemeinschaft ihren Zusammenhalt.

Das Teilen von Nahrung und anderen Gegenständen des täglichen Gebrauchs ist auch bei allen (?) indigenen Völkern, die bis in unserer Zeit als Jäger und Sammler/innen überlebt haben, selbstverständlich. So wird zum Beispiel über das indigene Volk der Penan auf Borneo berichtet: *„Das Teilen von Nahrungsmitteln und Gebrauchsgegenständen ist üblich. Das Nicht-Teilen gilt als größtes Vergehen.“*²¹

Im Verlauf der Kulturgeschichte haben sich auch beim Menschen unterschiedliche Regeln der Essenseinnahme und -verteilung entwickelt, zum Beispiel essen Männer und Frauen in einigen Kulturen getrennt, in anderen gibt es Vorrechte der sog. Familienoberhäupter usw. Heute scheinen in einigen Familien gar keine Regeln mehr zu herrschen bzw. es wird fast komplett auf ein (zumindest gelegentliches) gemeinsames Essen verzichtet, ein Indiz für einen sozialen Auflösungsprozess! Auch die ursprüngliche Bedeutung kultisch zelebrierter Nahrungsteilung hat sich verändert. Dort, wo gemeinsame „Festessen“ (z. B. aus familiären, religiös-kulturellen oder politischen Anlässen) stattfinden, geht es zwar auch noch darum Verbundenheit und Zusammengehörigkeit zu demonstrieren, es handelt sich heute aber i. d. R. nicht mehr um „Existenzgemeinschaften“, in denen jede(r) einzelne weiß: ohne die anderen bin ich verlassen und verloren!

Gerechtigkeit heißt teilen

Ich vermute in der „fairen“ Nahrungsteilung den emotionalen und ideellen Kern des den Menschen auszeichnenden Gerechtigkeitssinns. Menschen entwickeln schon im Kindesalter, anders als z. B. Schimpansen, ein Gefühl der Gerechtigkeit bzw. Fairness: zum Beispiel bezogen auf eine faire oder gerechte Verteilung von Geschenken oder Aufgaben und Pflichten.²²

Der Anthropologe Michael Tomasello meint, dass die Fähigkeit zusammenzuarbeiten und zu teilen im Menschen angelegt sei und sich in der Evolution als Vorteil erwiesen habe. Schimpansen kooperieren durchaus bei der Feindabwehr oder Jagd; es findet aber in der Regel keine gerechte Verteilung der Nahrung statt: *„Schimpansen kennen Hilfsbereitschaft, Altruismus gibt es bei ihnen aber allerdings in rudimentärer Form. Einen*

²¹ <https://de.wikipedia.org/wiki/Penan>

²² "Fair" (=anständig, regelkonform) und "gerecht" (= richtig im Sinne akzeptierter sozialer Werte) setze ich hier gleich.

Sinn für Fairness besitzen sie nicht (...) Sie teilen nur, wenn es den eigenen Interessen nicht zuwider läuft. (...) Gerechtigkeit unterscheidet uns von jedem Tier.“

Und der Neurowissenschaftler Simon Eickhoff ergänzt: „Fairness bedeutet, sich eine Beute zu teilen, die man zusammen erlegt hat. Das unterscheidet den Homo sapiens selbst von seinen nächsten Verwandten, den Menschenaffen. Dort nehmen sich die Stärksten die besten Brocken.....“²³

Gerechtigkeit hat für Menschen und Gemeinschaften einen außerordentlich hohen Stellenwert; auf „Ungerechtigkeit“ wird sehr sensibel und zumeist mit starken Emotionen reagiert (z. B. Wut, Verzweiflung). Wie genau sich der Gerechtigkeitssinn evolutionsbiologisch verankert haben könnte, muss offen bleiben. Aus der Primatenforschung (Frans de Waal, u.a.) kommen Hinweise, dass Affen vielleicht doch schon über erste Ansätze eines Gerechtigkeitsgefühls verfügen, das vermutlich, so de Waal, zum Zwecke der Kooperation entwickelt worden sei. Kooperation und Nahrungsteilung hängen, wie gesagt, eng zusammen. Die physiologischen Reaktionen auf unfaire Behandlung ähneln bei Menschen und Affen offenbar typischen Ekelgefühlen (Reaktion auf ungenießbare Nahrung); interessant, wenn's stimmt, denn auch das verweist m. E. auf evolutionsbiologische Zusammenhänge zwischen Nahrungsaufnahme und Fairness oder Gerechtigkeit bzw. Ungerechtigkeit.

Gerechtigkeit sichert soziale Harmonie

Die gerechte, faire Nahrungsteilung verhindert Streit und Konflikte und sichert so die Harmonie der Gemeinschaft; sie ist daher in den frühen Menschengruppen eine Schlüsselerfahrung. Gerechtigkeit heißt nicht formale Gleichheit. Es geht bei der Nahrungsteilung nicht darum, dass alle gleich viel bekommen. Die frühen Menschengruppen, so meine These, essen gemeinsam, sie teilen; fair oder gerecht ist diese Verteilung, wenn alle (gleichberechtigt) Zugang zur Nahrung haben und ihren Anteil abbekommen.

„Gerecht“ ist zweifellos ein subjektives Empfinden und zugleich ein normativer Begriff (etymologisch bedeutet „gerecht“ so viel wie „richtig“) – und insbesondere in Zeiten der Knappheit wird die Umsetzung einer gerechten Nahrungsteilung schwierig. Die Verteilung folgt irgendwann kulturell definierten Regeln, es gilt aber – und das ist entscheidend – nicht einfach das Recht des Stärkeren. Die Ritualisierung der Nahrungseinnahme sorgt dafür, dass es „gerecht“ („richtig“) entsprechend der kulturellen Tradition der Gruppe zugeht.

Die in allen Kulturen vorhandenen, ausgeprägten Ritualisierungen rund um die gemeinsame Nahrungseinnahme und ihr Zelebrieren in Zusammenhang mit besonderen Kulturn und Festen – man denke auch an Weihnachten, das muslimische Fest des Fastenbrechens („Zuckerfest“) oder das christliche Abendmahl – verweisen auf den hohen Stellenwert der Nahrungsteilung für den sozialen Zusammenhalt und die soziale

²³ Beide Zitate aus der FR-Serie „Was ist gerecht?“, Pamela Dörhofer: „Schimpansen kennen keine Gerechtigkeit“, FR 22./23.11.2014 und „Wo die Moral ihren Sitz hat. Mitgefühl liegt beim Menschen in den Genen.“, FR 13./14.09.2014 - In Versuchen mit Kapuzineraffen (Frans de Waal, Sarah Brosnan) zeigt sich, dass diese die weitere Beteiligung einstellen und "wütend" reagieren, sobald sie feststellen, dass die gleichen Leistungen unterschiedlich belohnt werden (mal mit besonders wohlschmeckenden, mal mit eher gewöhnlichen Futterbissen). Die Forscher schließen daraus auf ein ursprüngliches Gerechtigkeitsgefühl schon bei nicht-menschlichen Primaten. (vgl. Wikipedia: „Gerechtigkeit“ und [Frans de Waal](#), "Die Wurzeln der Kooperation", in: Spektrum der Wissenschaft Spezial "Die Ursprünge der Menschheit", Okt. 2015)

Ordnung. Rituelle Festgelage in Verbindung mit aufwändigen Gemeinschaftskulten sind schon im frühen Neolithikum (ca. 12.000 /10.000 v. h.) nachweisbar , z. B. in der berühmten Kultstätte Göbekli Tepe in der heutigen Türkei, wo sich neben den Kultplätzen Berge von Tierknochen finden.²⁴

„Gerechtigkeit“ als faire, angemessene Verteilung von Ressourcen bzw. als Berücksichtigung von Interessen aller Beteiligten ist eine zentrale, universelle Grundnorm des Zusammenlebens und sicher nicht zufällig bis heute ein Schlüsselbegriff der Ethik und Moral. Die zentrale Bedeutung liegt hierin: Gerechtigkeit sichert die Harmonie der Gemeinschaft, den inneren Frieden! Und das erhöht die Überlebenschancen der Gruppe und des Einzelnen!

Aus der Perspektive des Individuums wird Gerechtigkeit als Zugehörigkeit erlebt. „Gerecht“ bedeutet: man erhält den richtigen, angemessenen „Anteil“ (materiell, emotional, ideell usw.). „Ungerecht“ bedeutet: man bekommt nicht, was einem zusteht. Das subjektive Gefühl von „Ungerechtigkeit“ reagiert auf eine Zurücksetzung und letztlich auf einen drohenden Ausschluss aus der Gemeinschaft.

Egalität statt "Führerprinzip"

Effektive Kooperation und eine stark entwickelte Gemeinsinnorientierung, verbunden mit einem Sinn für Gerechtigkeit, führen zu einem deutlichen Überlebensvorteil für die betreffenden Sozietäten und haben sich daher in der Entwicklung des Menschen durchgesetzt.

In der Nahrungsteilung zeigt sich m. E. zugleich eine egalitäre Tendenz, zumindest in Form eines prinzipiell „gleichberechtigten“ Zugangs zur gemeinsamen Nahrung. Es lässt sich nicht eindeutig beweisen, aber es spricht einiges dafür, dass die frühen Gemeinschaften des Menschen nicht hierarchisch strukturiert sind: Zum Beispiel zeigen Gräber und Grabbeigaben bis weit ins Neolithikum keine Hinweise auf soziale Schichtung. Auch die Idee der Gleichheit bzw. Gleichberechtigung mag hier (in Nahrungsteilung, Kooperation und Gemeinsinnorientierung) eine ihrer Quellen haben.²⁵

Sicher hat es auch Streitigkeiten und Konflikte innerhalb der Sozietäten gegeben, Rivalitäten, Neid, Diebstahl, persönliche Abneigungen oder auch besonders enge Freundschaften usw. – wie auch in anderen Primatengruppen. Gemeinsinnorientierung beschreibt keinen paradiesischen Zustand, wohl aber das Bemühen, Harmonie in der Gemeinschaft zu wahren.

Damit verbunden ist vermutlich eine Abschwächung und Modifizierung anderer, in Primatengruppen sonst sehr verbreiteter Verhaltensdispositionen und Sozialstrukturen wie z. B. eine feste soziale Rangordnung mit dominanten Männchen an der Spitze, aggressives Dominanzstreben einzelner bzw. demütige Unterordnung anderer. Es spricht viel dafür, dass die Sozietäten der frühen Menschen ebenso wie die neuzeitlich bekannt gewordenen Jäger-und-Sammler-Kulturen keine klaren Hierarchien, kein "Führerprinzip" und keine Herrschaftsstrukturen kennen (mehr dazu im Kapitel 7). Die genannten Dispositionen „verschwinden“ aber vermutlich nie ganz; sie werden mit

²⁴ H. Parzinger, „Die Kinder des Prometheus“, S. 130 ff.

²⁵ Gleichheit oder Egalität gilt als Grundprinzip der Gerechtigkeit. Vergleiche auch. Kapitel 7 sowie Teil IV der Studie

Auflösung der traditionellen Gemeinschaften innerhalb weniger tausend Jahre auf dramatische Weise „reaktiviert“.²⁶

Die Ausweitung der Kooperation

Bereitschaft zur Kontaktaufnahme mit anderen Gruppen

Die Annahme eines Überlebens in kleinen, überschaubaren Gemeinschaften schließt nicht aus, dass sich diese zeitweise aus bestimmten Anlässen (gemeinsame Jagd- oder Fischfangzüge, Kultfeiern und -feste) auch in größeren Gruppen von mehreren hundert Individuen versammeln. Großverbände als vorübergehende Zusammenschlüsse benachbarter Gruppen hat es vermutlich schon im eiszeitlichen Jungpaläolithikum (40.000 - 12.000 v. h.) gegeben, vor allem zur gemeinsamen Jagd auf Herdentiere (z. B. Rentier, Wildpferd).

Es scheint typisch für die menschlichen Sozietäten zu sein, dass sie sich nicht völlig voneinander abschotten, sondern sich anlassbezogen durchaus öffnen können. Das ist eine evolutionsbiologische Besonderheit von großer Bedeutung; denn sie erleichtert ab dem Neolithikum auch das dauerhafte Zusammenleben des Homo sapiens in größeren Sozietäten (Dörfer, Städte). Vermutlich ist diese Bereitschaft zur Öffnung der Gruppe und zur Kontaktaufnahme mit anderen sogar überlebensnotwendig. Isolierte kleinere Gruppen jedenfalls dürften auf Dauer geringere Überlebenschancen haben; schon der Ausfall weniger Erwachsener (durch Unfälle oder Krankheit) kann das Ende der Gruppe bedeuten.

In postglazialen Zeiten, also nach der letzten Eiszeit, sind Großverbände, die i. d. R. auch Kultgemeinschaften bilden, offenbar nicht selten; vielerorts werden große Kultanlagen von hunderten oder sogar tausenden Menschen gemeinschaftlich errichtet (z. B. Göbekli Tepe). Die Zusammenkünfte und Kultfeiern sind mit ausgiebigen Gelagen (Nahrungsteilung wird zelebriert), Austausch von Geschenken (Symbol der Friedfertigkeit und Verbundenheit) und ggf. auch ritualisierten „Sportwettkämpfen“ verbunden. Sie fungieren wahrscheinlich auch (vielleicht sogar vorrangig!) als "Heiratsmarkt", zumindest ist das von neuzeitlichen indigenen Völkern bekannt.

"Frauentausch" - mehr als nur Inzestvermeidung?

Da die Mitglieder der einzelnen paläolithischen Jäger-und-Sammler-Gruppen vermutlich genetisch mehr oder weniger eng verwandt sind, sind enge Kooperation und gemeinsame Sorge um den Nachwuchs evolutionsbiologisch sinnvoll. Zugleich wird es wohl Mechanismen der Inzuchtvermeidung gegeben haben. Unklar ist, ob und wie ein Inzesttabu in den frühen Sozietäten wirksam ist, das z. B. Heranwachsende zum Verlassen der Gruppe und zum Anschluss an andere Gruppen veranlasst. Primatenforscher Frans de Waal betont, dass sogar bei den Bonobos, bei denen Sex zentrales Mittel des Gruppenzusammenhalts ist, keine Mutter-Sohn-Paarungen auftreten. Tochter-Vater-Paarungen werden durch das skizzierte Abwandern der jungen

²⁶ Eine Studie der Universität Utah weist nach, dass etwa um 50.000 v. h. die Sapiens-Schädel oder Knochen auch beim männlichen Geschlecht "femininer" werden, so wie es einem abgesenkten Testosteron-Spiegel entspricht. Vermutet wird, dass damit auch eine geringere Aggressivität bzw. eine optimierte Kooperationsfähigkeit einhergeht: "*Society bloomed with gentler personalities and more feminine faces*", in: e-science news 2014-08-02.

Weibchen verhindert. Er vermutet ähnliche Formen der Inzuchtvermeidung bei den frühen Menschen-Sozietäten.²⁷

Inzestregelungen und -verbote (insbesondere Verbot von Eltern-Kinder- und Geschwisterehen) haben offenbar alle Kulturen entwickelt. Es mag gewisse biologische Grundlagen geben (z. B. könnten frühkindliche sexuelle Prägungen wirksam sein, die sexuelle Geschwister- oder Eltern-Kind-Verbindungen zumindest einschränken), diese sind aber weder universell noch umfassend wirksam. Die Regelungen zum Inzest sind vielmehr primär kulturspezifisch und können neben streng kontrollierten und geahndeten Inzestverboten durchaus auch Inzestgebote einschließen (z. B. Geschwisterehen bei Pharaonen und Inkas zur Sicherung der „heiligen Abstammung“ der Herrscherdynastie von einem Gott). Das Inzestgebot sichert hier also die „göttliche Herrschaft“; allerdings sind hier wir bereits in der Phase der sog. Hochkulturen (vgl. *Teil II „Vom Wir zum Ich“*).

Bei vielen Ackerbau- und Hirtenvölkern führen sog. „Heiratsregeln“ zu regelmäßigen Kontakten zwischen verschiedenen Gruppen und zur Bildung von Allianzen innerhalb größerer Sprach- und Kultgemeinschaften. Nach dem französischen Ethnologen Claude Lévi-Strauss und anderen ersetzt mit dem Übergang des Menschen zur „Kulturstufe“ ein durch Heiratsregeln gesteuertes Tauschsystem die natürliche Verwandtschaften: Der geregelte „Frauentausch“ sichert soziale Allianzen zwischen verschiedenen Gruppen innerhalb einer größeren Sprach- und Kultgemeinschaft. Inwieweit das schon für paläolithische Gemeinschaften der frühen Menschen gilt, muss offen bleiben; ich halte es zumindest für wahrscheinlich.²⁸

All das dürfte der hier formulierten These der Menschwerdung in überschaubaren, verwandtschaftlich verbundenen Gemeinschaften nicht grundsätzlich widersprechen. Allerdings zeigen offenbar schon die archaischen Gemeinschaften eine erstaunliche Bereitschaft zur Öffnung und zum Zusammenschluss mit anderen, ggf. auch nicht-verwandten Gruppen²⁹

Rück- und Ausblick

Gemeinsinnorientierung, basierend auf Kooperation und fairer Nahrungsteilung in kleinen Gruppen, ist über Jahrhunderttausende eine ganz zentrale Eigenschaft des Menschen und prägt über 99% der Menschheitsgeschichte! Sie wird erst im Verlauf der „jüngeren“ Geschichte mit „Eigensinn“ (Individualismus, Egoismus, Macht- und Karrierestreben, Ansprüche auf individuelle Freiheit usw.) konfrontiert. Ich werde im Teil II der Studie (*„Vom Wir zum Ich“*) aufzeigen, wie es dazu kommt. Dort werde ich

²⁷ Interview in der FR vom 09. 09.2015: „Nicht nur Menschen sind menschlich“

²⁸ Claude Lévi-Strauss (*„Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft“*, 1981) hält Inzesttabu bzw. Heiratsregeln auf der Basis von Exogamie und Frauentausch primär für sozial (!) unerlässlich, weil *„nämlich die biologische Familie nicht mehr allein ist und sich mit anderen Familien verschwägern muss, um zu überleben.“* (S. 648). Es gehe beim Inzesttabu und bei entsprechenden (exogamen) Heiratsregeln nicht um biologische oder moralische Fragen bzw. Probleme, sondern um soziale Vernetzung als Überlebensstrategie. Anlass und Zielsetzung seien gesellschaftliche Kooperation und Allianzbildung. Insofern hätten Exogamie und Inzestverbot die gleiche fundamentale Funktion wie die Sprache. (S. 658) Vgl. auch: <https://de.wikipedia.org/wiki/Frauentausch>

²⁹ Wann und wie sich in den archaischen Sozietäten („Horden“, engl. „bands“) Clan-Strukturen, also verschiedene Verwandtschaftsverbände mit mythischer Abstammung, und (zumeist exogame) Heiratsregeln sowie später auch „Stämme“ („tribes“) entwickeln, wird hier nicht thematisiert.

auch verdeutlichen, dass die relativ egalitären „archaischen Gemeinschaften“ mit ihrem ausgeprägten Wir-Gefühl im Großen und Ganzen bis weit ins Neolithikum bestehen bleiben, wenn auch mit veränderter Lebensweise (Landwirtschaft) und in größeren Sozietäten.

Auch heute gibt es einen starken Wunsch nach Zugehörigkeit zu einem „Wir“, der sich in vielfältigsten Formen äußern kann. Manche davon sind bedenklich oder furchtbar. Aber dieses „archaische“ Wir-Gefühl kleiner Gemeinschaften steht heute in einem doppelten Spannungsverhältnis: zum einen zu individuellen Macht-, Freiheits- und Geltungsansprüchen und zum anderen zum Leben in hierarchisch strukturierten komplexen und anonymen Massengesellschaften. Darauf werde ich in Teil III der Studie (*„Paradoxien der Moderne“*) eingehen.

Kapitel 2 Sprache und Vorstellungsvermögen

Die menschliche Sprache: ein phantastisches Verständigungsmittel

Die Sprache ist eine der hervorstechendsten Besonderheiten des Menschen. Sprache konstituiert Gemeinschaft; diese definiert sich in der Regel über die gemeinsame Sprache.

Die Entwicklung der menschlichen Sprache ist zudem der entscheidende Schritt zur „Kultur“; diese ist an Sprache bzw. sprachlich kommunizierbare Symbole gebunden. Erst mit der Sprache wird der Mensch Natur- und Kulturwesen. Mit der Entwicklung von Sprache wird eine klare Trennung zwischen genetisch bedingten und kulturell überformten Verhaltensdispositionen kaum mehr möglich. Alle biologisch verankerten Impulse werden über Lernprozesse, die über das Medium Sprache vermittelt sind, mehr oder weniger bewusst in kulturelle Traditionen eingebunden und durch soziale Erfahrungen überformt.

Die zweifache Gliederung

Zu den Besonderheiten menschlicher Sprache gehören ihre Situationsungebundenheit, d.h. ihre Fähigkeit, auch nicht direkt Präsenzes, Vergangenes und Zukünftiges sowie Fiktives zu kommunizieren, und ihre fast beliebige Fähigkeit zur Wortneuschöpfung, das heißt auch ihre Flexibilität. Diese zeigt sich nicht nur in der Vielfalt der menschlichen Sprachen und Dialekte, sondern auch im ständigen Wandel der Sprachen, in immer neuen Redewendungen, Wortschöpfungen und Bedeutungsverschiebungen.

Der Sprachwissenschaftler Christian Lehmann³⁰ sieht in der menschlichen Sprache bzw. Sprachentwicklung einen qualitativen evolutiven Sprung: Es besteht kein Kontinuum zu den Lautäußerungen der anderen Hominiden (Menschenaffen), das erschwert die Rekonstruktion der Sprachentstehung im Verlauf der Menschheitsgeschichte.

Als Besonderheit nennt Lehmann die sog. „zweifache Gliederung der Sprache“ in signifikative (bedeutungstragende) und distinktive (bedeutungsunterscheidende) Elemente – und damit die Möglichkeit, durch Rekombination einer begrenzten Anzahl von Lauten (Phonemen) eine nahezu unbegrenzte Vielzahl von Bedeutungen (Morpheme) zu bilden. Während dem Schimpansen nur ein sehr begrenztes Spektrum an verbalen Ausdrucksformen und damit Informationen zur Verfügung steht, wobei jede Lautäußerung ganzheitlich für eine bestimmte situationsgebundene Information steht, kann der Mensch Laute nahezu beliebig kombinieren und über kulturelle Konvention – welches Signifikans (Ausdruck) steht für welches Signifikat (Inhalt) – nahezu alles Wahrnehm-, Denk- und Vorstellbare auch in Worte oder Sätze fassen und kommunizieren.³¹

³⁰ Christian Lehmann, „Sprachtheorie: Evolution der Sprache“, http://www.christianlehmann.eu/ling/ling_theo/index.html?http://www.christianlehmann.eu/ling/ling_theo/evolution.php

³¹ Ein einfaches Beispiel: Die distinktiven Einheiten (hier Buchstaben bzw. Laute/Phoneme) /l/, /a/, /t/ lassen sich in deutscher Sprache zu den Morphemen "alt" oder "tal" verbinden, diese sind signifikativ, tragen also jeweils eine Bedeutung. Andere möglichen Verbindungen, z. B. "tla" oder "atl", haben im deutschen Sprachgebrauch keine inhaltliche Bedeutung, möglicherweise aber in anderen Sprachen.

Zur Evolution der Sprache

Voraussetzungen sind evolutive Anpassungen im Vokalapparat (z. B. eine Vergrößerung des Rachenraumes als Resonanzraum durch „Herabwandern“ des Kehlkopfes, Aufwölbung des Gaumens, größere Beweglichkeit der Zunge), aber auch in den Sprach- und Hörzentren des Gehirns.

Lehmann und andere gehen davon aus, dass die anatomisch-physiologischen Anpassungen – einige Jahrzehntausende nach dem Auftreten des Homo sapiens – vor etwa 100.000 Jahren weitgehend abgeschlossen sind (Schädelknochen aus dieser Zeit zeigen z. B. bereits die Gaumenaufwölbung) und dass spätestens vor rund 50.000 Jahren eine vollständige Sprachfähigkeit vorliegt. Die weitere Ausdifferenzierung der Sprache bzw. der Sprachen erfolgt dann in den einzelnen Gruppen des sich von Afrika aus über die Erde ausbreitenden Homo sapiens. Das erklärt die zum Teil erheblichen Unterschiede in den Sprachstrukturen der heutigen Sprachfamilien.³² Die globalen Wanderbewegungen des frühen Homo sapiens („Out-of-Africa“, beginnend vor mindestens 70.000 Jahren korrespondieren offensichtlich mit der Entwicklung der großen Sprachfamilien.³³

Die Ausbildung der „vollständigen“ Sprachfähigkeit beim Homo sapiens steht vermutlich in Zusammenhang mit der sog. „kognitiven Revolution“, also mit evolutiven Veränderungen in der Leistungsfähigkeit des Gehirns (Optimierung der Informationsweiterleitung über die Synapsen sowie der Speicherkapazität, usw.). Den Begriff „kognitive Revolution“ verwendet u.a. der israelische Historiker Yuval Noah Harari.³⁴ Er deutet einen evolutiven Entwicklungssprung beim Homo sapiens an (über zufällige Mutationen im Gehirn), der aber faktisch vermutlich mehrere tausend Jahre umfasst und sich in etwa im Zeitraum von 70.000 – 35.000 v. h. vollzieht.

Konnten Neandertaler sprechen?

Auch wenn sich die Frage nicht eindeutig beantworten lässt: Über eine einfache Sprachfähigkeit dürften auch Neandertaler (Homo neandertalensis), und ggf. ihre Vorfahren, die sog. „Heidelberg-Menschen“ (Homo heidelbergensis) verfügt haben. Beim Neandertaler sind entsprechende Voraussetzungen (Zungenbein, FOXP2-Gen, große Öffnungen im Schädel für den Nervus hypoglossus, der die Zungenbewegungen steuert) nachgewiesen. Aber erst die optimierte Sprachfähigkeit des Homo sapiens ermöglicht in der Folge die Bildung größerer, kommunikativ vernetzter Gruppenverbände; sie revolutioniert die Lernfähigkeit und bringt ab ca. 40.000 v. h. vielfältige technische Innovationen sowie das künstlerische Schaffen hervor (vgl. Kapitel 4 und 8).

Vielleicht hängt auch das Aussterben der Neandertaler damit zusammen. Die größeren und durch differenzierte Sprache besser organisierten und vernetzten Gruppen des

³² „Sobald die Menschen eine funktionsfähige, wenn auch noch nicht grammatisch voll ausgebaute Sprache hatten, wanderten sie aus Afrika ab. Diese Phase läuft mit der Diversifikation der menschlichen Sprache parallel. D.h., es entstand in diesem Zeitraum nicht eine einzige voll ausgebildete menschliche Sprache, die sich hernach aufspaltete, sondern die Sapientes zerstreuten sich in alle Winde, und jede Gruppe entwickelte ihre Sprache. (...) Der Ausbau des Systems von Kategorien und Operationen in Grammatik, Phonologie und Semantik fand großenteils erst in den einzelnen Zweigen statt.“ (Lehmann)

³³ Die Zeitangaben sind vorläufig. Einige archäologische Funde (arabische Halbinsel: Jebel Faya; Südchina: Daoxian) sprechen für eine sehr viel frühere Auswanderung von Sapiens-Gruppen aus Afrika: schon vor mehr als 80./100.000 Jahren.

³⁴ Yuval Noah Harari, „Eine kurze Geschichte der Menschheit“, 2013, S. 8 ff.

Homo sapiens³⁵ scheinen – neben der höheren Fortpflanzungsrate und der größeren Flexibilität bei der Nutzung von Nahrungsquellen – ein wesentlicher Vorteil gegenüber dem Neandertaler gewesen zu sein. Letztere, stark spezialisiert auf Jagd und Fleischnahrung, werden in Randgebiete abgedrängt, in denen sie immer schlechtere Überlebenschancen haben. Allerdings haben nach neueren Studien beide Menschenarten wohl nur relativ kurze Zeit (1.000 bis max. 5.000 Jahre) in Europa „nebeneinander“ gelebt, in vielen Regionen sind sie sich vermutlich nie begegnet.³⁶

Zu „Vermischungen“ (vermutlich vor allem durch Frauenraub) ist es nach aktuellen Studien im Nahen Osten gekommen (vor ca. 100.000 und vor ca. 50.000 Jahren). Heute tragen alle Menschen außerhalb Afrikas ca. 2% „Neandertaler-Gene“ in ihrem Erbgut, die vor allem Haut- und Haarstrukturen und das Immunsystem betreffen. Zurück zur Sprache.

Die Klatsch-Theorie

Über die entscheidenden evolutiven Impulsgeber der Sprachentwicklung wird viel spekuliert. Nach der sog. „Klatsch-Theorie“ des Anthropologen Robin Dunbar³⁷ dient Sprache zunächst dazu, den sozialen Zusammenhalt zu festigen: durch Informationsaustausch über zwischenmenschliche Beziehungen und andere Gruppenmitglieder. Es ist auffällig, dass auch heutzutage in Alltagsgesprächen zu einem hohen Anteil über abwesende (!) Personen kommuniziert wird; diese werden sozusagen durch das Gespräch fiktiv in den Gruppenzusammenhang einbezogen und sei es über „Klatsch“. (Allerdings hat Klatsch nicht selten eine aggressive, eher „ausschließende“ Tönung.)

Nach R. Dunbar drehen sich Zweidrittel unserer alltäglichen Gesprächsinhalte um zwischenmenschliche Beziehungen sowie Eigenschaften und Erlebnisse abwesender Personen. Vielleicht ist es eine vorrangige Aufgabe und Leistung der Frauen gewesen, auf diese Weise den Gruppenzusammenhang kommunikativ zu sichern, was zumindest die offenbar biologisch fundierte größere Sprach- und Kommunikationskompetenz von Frauen erklären könnte. Sprache übernimmt demnach nach R. Dunbar die Funktion der „sozialen Fellpflege“ der Primaten, die in großen Gruppen nicht mehr praktikabel (bzw. zu zeitaufwändig) wäre. Die gegenseitige Fell- und Hautpflege, mit der Tiere einer Primatengruppe viel Zeit verbringen, hat nicht nur eine hygienische Funktion, sie ist auch Kontaktpflege, dient der Beschwichtigung und ist zentrales Element des sozialen Zusammenhalts. Beim weitgehend felllosen Homo sapiens ist dieses Verhaltensmuster

³⁵ Die Neandertaler-Gruppen umfassen vermutlich nur 10 bis maximal 50 erwachsenen Personen, die des Homo sapiens sind im Jungpaläolithikum zumeist größer (20 - 100 Erwachsene) und mit anderen Gruppen gut vernetzt, aber das sind Vermutungen und es gibt sicher eine erhebliche Varianz.

³⁶ „Wann starben Neandertaler in Europa aus?“ n-tv.de-wissen 2014-08-20 – Man schätzt, dass in Europa zur Zeit der letzten Eiszeit maximal 10.000 erwachsenen Neandertaler zeitgleich gelebt haben, die meiste Zeit eher weniger – in vielleicht ca. 500 Gruppen. (Max Planck Forschung 2/2017: „Aug in Aug mit dem Neandertaler“) - Neuerdings wird auch ein großer Vulkanausbruch vor ca. 39.000 Jahren (heutige Phlegräische Felder bei Neapel) als eine weitere mögliche "Mitursache" für das Aussterben der Neandertaler diskutiert.

³⁷ Robin Dunbar, „Klatsch und Tratsch. Wie der Mensch zur Sprache fand.“, 1998

reduziert, die Kontaktpflege erfolgt über Umarmungen, Lachen und Lächeln usw. – und über Sprache.³⁸

Sprache als sozialer Kitt

Sprache entsteht demnach vor allem als „sozialer Kitt“, der das Zusammenleben auch in größeren Gemeinschaften ermöglicht und sichert. Sprache verbindet die Gruppenmitglieder durch Austausch von Erlebnissen und Gefühlen, durch Kommunikation von Regeln des sozialen Zusammenlebens und durch „Erfinden“ und Austauschen von Geschichten, Gesängen und Mythen (vgl. Kapitel 4). Die Entwicklung der Sprache optimiert darüber hinaus auch das Existenz sichernde, zweckrationale Handeln der frühen Sozietäten, indem es neue Möglichkeiten der Weitergabe von Erfahrungen (z. B. bei der Werkzeugherstellung) eröffnet und die Vorbereitung größerer Unternehmungen (z. B. Gemeinschaftsjagden) erleichtert.

Ein sprachlich und sozial fundiertes „Weltverstehen“ (also, was wie erkannt und begrifflich gefasst wird) entwickelt sich beim Kind stets intersubjektiv, d.h. in der und durch die Spiegelung der sozialen „Bezugspersonen“ bzw. der Gemeinschaft. Menschenkinder „entdecken“ die Welt, anders als z.B. nichtmenschliche Primaten, viel stärker intersubjektiv: durch gestisch oder sprachlich vermitteltes „Zeigen“ oder „Berichten“ sowie vor allem durch Zuschauen, Zuhören und Nachsprechen, Nachahmen usw. – Sprechen heißt Kontakt aufnehmen, soziale Verbindung herstellen und sichern.

Sprache verbindet und trennt: Sprache entwickelt sich nicht nur innerhalb einer Gemeinschaft (Sozietät), sie definiert diese auch („Muttersprache“) – und grenzt sie mehr oder weniger scharf ab gegenüber anderen Gemeinschaften, die eine ähnliche oder eine ganz andere Sprache („Fremdsprache“) sprechen. Das „archaische Wir“ ist stets auch eine Sprachgemeinschaft. Die jeweilige Kultur einer Sozietät mit ihren materiellen und immateriellen Elementen basiert auf der gemeinsamen Sprache. Sprache stiftet Nähe und Zugehörigkeit und definiert zugleich Fremdheit: „fremd“ sind Menschen oder Sozietäten, die eine andere Sprache sprechen.³⁹

Das Vorstellungsvermögen: hilfreich und zerstörerisch

Mit der entwickelten Sprache entsteht auch ein weiteres Spezifikum des Menschen: sein Vorstellungsvermögen bzw. seine Einbildungskraft oder Imagination. Imagination, auch wenn sie noch so bildreich ist, gründet auf Sprache.

Eine zweite Realität

Menschen können sich (sprachlich gebunden) Abwesendes, Vergangenes, Zukünftiges, Fiktives und Phantastisches vorstellen und darüber kommunizieren. Die Imagination

³⁸ Während Lächeln eine beschwichtigende Form freundlicher Kontaktaufnahme ist, hat das Lachen die Funktion, den sozialen Zusammenhalt zu festigen: es ist "ansteckend", es verbindet die Menschen. Das typisch menschliche Lachen findet sich in allen Kulturen in sehr ähnlicher Form, wenn auch bekanntlich durchaus individuell artikuliert. Im Lachen zeigen sich Zusammengehörigkeit und wechselseitige Zuneigung und ein angstfreies Erleben von Gemeinsamkeit. (Auf andere Seiten des Lachens, z. B. das "Auslachen", gehe ich hier nicht ein.)

³⁹ Die Dynamik der Sprachentwicklung führt allerdings auch dazu, dass ständig Wörter, Redewendungen usw. anderer Sprachen in die eigene integriert werden; wir erleben das heute am Beispiel der Anglizismen. Die Übernahme von Wörtern (Lehnwörter) in die eigene Sprache ist zum einen Folge friedlicher Kontakte, aber zum anderen auch Folge von Eroberung oder "Kulturdominanz".

schafft eigene Welten, eine zweite Realität; sie ist ein höchst ambivalentes Potenzial. Sie scheint mir eines der Essentials menschlicher Existenz und menschlicher Kultur zu sein. Mit Hilfe der Vorstellungs- bzw. Einbildungskraft können existenzielle Ängste und Sorgen in Form von Erzählungen bearbeitet werden, können Aggressionsphantasien entwickelt, aber auch Hoffnungen, Träume und Ideale ausgedrückt werden. Y. N. Harari schreibt sehr schön, dass Schimpansen keine Frauenbewegung gründen oder die Herrschaft der Alpha-Männchen beenden und demokratische Strukturen einführen können. Das geht erst mit der Entwicklung sprachlicher Vorstellungen, Mythen, Ideen oder wie er schreibt: „Erfindungen“.⁴⁰

Welche Wirkmacht diese Vorstellungskraft hat, merken wir, wenn z. B. Menschen sich hartnäckig weigern, reale unliebsame oder furchtbare Begebenheiten anzuerkennen: sie leben in einer eingebildeten Welt, einer Phantasie- und Traumwelt oder versteifen sich auf Verschwörungstheorien: Ihre Imagination entkoppelt sich weitgehend von der Realität.⁴¹

Zwischen Rationalität und Irrationalität

Auch die Entwicklung der menschlichen Rationalität gründet auf dem Sprachvermögen. Entwickelte Rationalität beinhaltet das Verstehen von komplexen Ursache-Wirkungszusammenhängen und damit die auch längerfristige Voraussesbarkeit und Voraussagbarkeit von Handlungsergebnissen bzw. deren gezielte Planung, z. B. bei der außerordentlich aufwändigen Herstellung komplexer Werkzeuge. Sprache erleichtert abgestimmte, zielorientierte Planungen (zum Beispiel von Gruppenjagden) oder die Entwicklung und Weitergabe technologischer Innovationen (vgl. Kapitel 8); sie verbessert zudem die soziale Lernfähigkeit (vgl. Kapitel 9).

Rationalität ist ein komplexes und als Basis eines wissenschaftlichen Weltbildes sicher neuzeitliches Phänomen. Aber wesentliche Grundlagen haben bereits die frühen Menschen entwickelt. Das Erkennen kausaler Zusammenhänge gelingt höheren Primaten (z. B. Schimpansen) in Versuchsreihen auch ohne Sprache, aber nur, wenn es um unmittelbare Bedürfnisse wie z. B. Fressen oder Schmerzvermeidung geht. Sprache aber erleichtert bzw. ermöglicht planvolles und ggf. variables Vorgehen und die „Auswertung“ von Erfahrungen.

Sprache und Einbildungskraft eröffnen wie gesagt der jeweiligen Gemeinschaft eine eigene Welt der Erzählungen, der Mythen und der religiösen Selbstvergewisserung, darüber hinaus aber auch eine neue Dimension affektgeleiteter Irrationalität: Menschen können nun auch die „verrücktesten“ Ideen, paranoide Ängste, Wahnvorstellungen und Hassaggressionen in Worte fassen und situationsunabhängig kommunizieren. Zugleich wird Sprache bzw. Worten und Sprachformeln eine magische Kraft unterstellt, z. B. im Fluch, im Eid, im Gebet oder in der Beschwörung.

So verbleibt die menschliche Rationalität in einem Spannungsverhältnis zu einem tief verankerten magisch-religiösen Denken oder zu anderen irrationalen Vorstellungswelten. Sprache, ursprünglich primär das zentrale Instrument der sozialen Verständigung und der Sicherung des Miteinander und der Gemeinschaft ist zugleich Quelle ständiger Missverständnisse und Irritationen.

⁴⁰ Y. N. Harari, „Eine kurze Geschichte der Menschheit“. S. 49 ff.

⁴¹ Verschwörungstheorien verbreiten sich insbesondere in Krisenzeiten und angesichts komplexer Problemlagen. Als Wiederbelebung magischen Denkens bieten Verschwörungstheorien ebenso einfache wie dramatische "Erklärungen": Sie "enthüllen" in der Regel das Wirken gefährlicher, böser Mächte.

Rück- und Ausblick

Der Mensch entwickelt Sprache ursprünglich als sozialen Kitt einer Sozietät, die stets Sprachgemeinschaft ist. Sprache und sprachbasierte Kultur (Mythen, Kunst, Religion) verbinden die Menschen einer Gemeinschaft – und trennen sie zugleich von anderen Gemeinschaften. So werden über Sprache und Spracherleben einerseits identitätsstiftende Gefühle der Zugehörigkeit, andererseits aber auch Gefühle der Fremdheit aktiviert. Das erschwert bekanntlich alle Strategien einer universellen Verständigung. Interkulturelle Kommunikation, Verständigung und Kooperation ist dann nur eingeschränkt über "Körpersprache" (Gestik, Mimik usw.), Fremdsprachenlernen oder über eine allgemein akzeptierte Universalsprache (heute z. B. Englisch) möglich.⁴² So oder so: Ohne die Möglichkeit differenzierter sprachlicher Verständigung werden sich die Menschen in Großgruppen auf Dauer "fremd" bleiben.

Mit der Sprache entwickeln die Menschen eine erweiterte Rationalität in den Überlebensstrategien, die keinem anderen Menschenaffen so auch nur annähernd möglich ist. Rationalität hat uns bis in die moderne Wissenschaft und zu vielfältigen technologischen Innovationen geführt, die das Leben heutiger Menschen bekanntlich auf eine für unsere Vorfahren nicht vorstellbare Weise verändert (verbessert !?) haben. (Auf die Schattenseiten einer einseitigen Zweckrationalität gehe ich hier noch nicht ein.) Rationales Denken ist die Basis von Vernunft bzw. von vernünftigen Problemlösungen - und zielt als solche auf universelle Verständigung.

Über die Sprache konstruieren Menschen aber auch eine neue "zweite Realität" der Fiktionen, Vorstellungen und Einbildungen. Auch die Imagination ist zunächst einmal ein phantastisches Potential. Sie ermöglicht Träume von einem anderen, besseren Leben, treibt Engagement, Kunst Freundschaft und Liebe an. Die Imaginationskraft ist allerdings auch Treibsatz für Herrschaftsansprüche, Kriege und Verbrechen, sie eröffnet neue Räume für mythisch-magisches Denken und Irrationalität.

⁴² Eine technologische Option universaler Kommunikation eröffnen Entwicklungen, die für Smartphones mit kabellosen Kopfhörern Simultanübersetzungen anbieten (z. B. Google). Das würde, falls es funktioniert, universale Kommunikation auch ohne Fremdsprachenkenntnisse ermöglichen.

Kapitel 3 Empathie und Altruismus

Empathie verbindet Menschen

Empathie (Einfühlungsvermögen) ist eine grundlegende Fähigkeit des Menschen, meines Erachtens eines der beeindruckendsten Potenziale.

In Ansätzen findet sich so etwas wie Empathie auch bei anderen Primaten.⁴³ Der renommierte niederländische Primatenforscher Frans de Waal geht sogar davon aus, dass sich Empathie nicht nur bei Schimpansen und Bonobos, sondern bei allen Säugetieren findet: als Folge der starken Abhängigkeit des Nachwuchses vom säugenden Muttertier. „*Empathie ist eine mütterliche Eigenschaft. Ob Maus oder Elefant – die Mutter muss wissen, was die Kleinen brauchen.*“ Die hormonelle Basis sei, so de Waal, das Oxytocin, ein Schwangerschaftshormon, das u.a. auch, wie Testreihen zeigen, Menschen „empathischer“ mache: Sie entwickeln mehr Vertrauen, mehr "prosoziales Verhalten". Frauen seien („hormonbedingt“?) in der Regel empathischer als Männer, meint auch der Evolutionsbiologe Axel Meyer.⁴⁴

Das ist m. E. allenfalls eine Teilerklärung. So oder so: Die Empathiefähigkeit ist beim Menschen besonders ausgeprägt – und sie ist stets in hohem Maße kulturell „mitbestimmt“.

Einander Verstehen als Basis des Zusammenlebens

Empathie meint die Einfühlung in die Stimmungslage, die Gefühle und Empfindungen anderer. Empathie ermöglicht es uns, bei Mitmenschen zum Beispiel Trauer und Freude, Sympathie und Ablehnung, Angst und Hoffnung wahrzunehmen und „mitzufühlen“. Diese Fähigkeit zum Mitfühlen und sogar Mitleiden ist die motivationale Basis für Hilfeleistungen, für Solidarität und „Nächstenliebe“, also das selbstlose Eintreten für andere ohne Rücksicht auf soziale Stellung oder Verdienste. Empathie fundiert zudem auch unser Gerechtigkeitsempfinden: Wir können für andere eintreten, die wir als ungerecht behandelt erleben.

Empathie bezieht sich aber auch auf das Verständnis der Bedeutung nonverbaler und sprachlicher Mitteilungen einschließlich der Konnotationen, über die ein enger Zusammenhalt beim Menschen strukturiert wird. Empathie hat also mindestens zwei Dimensionen: Sie ist emotionales Mit- und Nachempfinden, sie ist aber auch ein Sichhineinversetzenkönnen in die Gedankenwelt anderer. Neurowissenschaftler wie Simon Eickhoff grenzen die Empathie als gefühlsmäßiges Nachempfinden ab von der an Sprache gebundenen Fähigkeit, sich in andere Menschen, deren Gedanken und Absichten, hineinversetzen und deren Standpunkt einnehmen zu können, das heißt auch, die Ansichten anderer von den eigenen unterscheiden zu können. Sie beschreiben diese eher kognitiven Fähigkeiten in der "Theory of Mind". Ich verbinde hier beide Aspekte, die sich auch in doppeldeutigen Aussagen wie „Ich verstehe dich!“ zeigen.

⁴³ Die neurophysiologischen Prozesse basieren vermutlich auf sog. Spiegelneuronen, die auch bei anderen Primaten im Gehirn vorkommen. Allerdings ist die Rolle der Spiegelneuronen neuerdings wieder umstritten.

⁴⁴ Frans de Waal, FR-Interview 9.9.15 „*Nicht nur Menschen sind menschlich*“; Frans de Waal, „*Die Wurzeln der Kooperation*“, in: Spektrum der Wissenschaft Spezial "Die Ursprünge der Menschheit" (2015); Axel Meyer: „*Biologie ist keine Kränkung*“, FR 18.9.15 ;

In dieser Doppelfunktion stärkt Empathie den sozialen Zusammenhalt, die Kooperation und die wechselseitige Unterstützungsbereitschaft.⁴⁵

Balance zwischen Empathie und emotionaler Distanz

Ich bin davon überzeugt, dass die Entwicklung einer besonders ausgeprägten Empathiefähigkeit beim Menschen als ein Selektionsvorteil interpretiert werden kann: Sozietäten, in denen der Gemeinsinn und die Kooperation der Mitglieder durch entsprechenden „soziale Affekte“, durch gutes Einfühlungsvermögen sowie durch optimierte Verständigung gestärkt werden, haben sicher bessere Überlebenschancen gehabt.

Andererseits bleibt auch die Fähigkeit zu emotionaler Distanz wichtig: Sie schützt Individuen (und Gruppen) davor zu selbstlos zu agieren und sich so in Gefahr zu bringen oder gar „vom Mitleid überwältigt zu werden“. Es kann also auch ein Zuviel an Empathie geben. Die Balance ist heikel und entwickelt sich wohl bei jedem Menschen spezifisch und auch in den jeweiligen Sozietäten unterschiedlich. So wirken Jäger-und-Sammler-Kulturen, die bis heute, meist in Randgebieten und massiv bedrängt, überlebt haben, auf mich oft wenig empathisch bzw. eher unsentimental oder mitleidlos. Von etlichen indigenen Völkern der Neuzeit wissen wir, dass in Notzeiten Alte nicht selten zurückgelassen⁴⁶ oder sogar getötet werden; auch Kindstötungen (bei Zwillingsgelburt oder sog. Missbildungen) sind verbreitet. Es ist nicht auszuschließen, dass solche Formen der „Sterbehilfe“ und „Geburtenkontrolle“ je nach Umständen auch in den frühen Sozietäten praktiziert werden. Auf uns wirkt das irritierend und unmenschlich, aber die Fähigkeit zu emotionaler Distanz scheint in ihrem Alltag, in dem ständig Todesfälle, Unfälle, Krankheiten, Hungersnot und ähnliche Katastrophen auftreten, durchaus „vernünftig“.

Die besondere Empathiefähigkeit des Menschen

Die grundsätzliche Empathiefähigkeit entfaltet sich erst durch die frühkindliche Erfahrung der mimisch-sprachlichen (empathischen) „Spiegelung“ durch die Eltern und Mitmenschen; sie ist insofern kulturabhängig und förderbar, kann aber auch durch mangelnde empathische Spiegelung unterentwickelt bleiben. Die narzissmustheoretischen Überlegungen des Psychoanalytikers Heinz Kohut beschreiben diese Zusammenhänge und auch die Entstehung narzisstischer Störungen durch einen Mangel an Empathie-Erleben. Mein leider früh verstorbener Freund und Lehrer, Albert Ilien, hat sich dazu differenziert und beeindruckend geäußert. Er verdeutlicht: Nur durch erfahrene Empathie (Liebe) werden Heranwachsende selbstbewusst, liebes- und gemeinschaftsfähig. Ich werde darauf zurückkommen.⁴⁷

⁴⁵ Dass Empathie auch für negative (egoistische) Interessen instrumentalisiert werden kann, z. B. für perfides Hintergehen und Manipulieren anderer, ist unbestritten und wird gerade in jüngerer Zeit gern betont (z. B. von [Fritz Breithaupt](#), *„Die dunklen Seiten der Empathie“*, 2017 - vgl. [Tania Martini](#), *„Meister der Empathie“*, taz 15.02.17). Aber das sind gesellschaftliche und individuelle Ausformungen (Pervertierungen) eines ursprünglich zutiefst auf soziale Verständigung ausgerichteten Potenzials.

⁴⁶ [Jack London](#) beschreibt das sehr eindrucksvoll in der Erzählung *„Das Gesetz des Lebens“* (1901), nachzulesen auch in: „Die Zeit“ Nr. 51 (07.12.2020)

⁴⁷ [Heinz Kohut](#), *„Formen und Umformungen des Narzißmus“*, 1976, und [Albert Ilien](#), *„Liebe und Erziehung. Zur Begründung der Erziehungsidee“*, 1986 - (vgl. Teil III der Studie)

Der Anthropologe Michael Tomasello, Abteilungsleiter am Max-Planck-Institut für evolutionäre Anthropologie, folgert aus Unterschieden zwischen Kleinkindern und jungen (gleich alten) Schimpansen, die sich in vergleichenden Versuchen zeigen, auf eine spezifisch menschliche evolutionäre Anpassung: Menschen entwickeln schon sehr früh und sehr ausgeprägt eine "geteilte Intentionalität". Zusammengefasst: *"Schon einjährige Kinder erfassen intuitiv und in einem höheren Grad als Menschenaffen, was jemand denkt, wünscht oder vorhat. Vor allem bringen sie dieses Wissen in gemeinsames Handeln ein."* Eine besondere Empathiefähigkeit ist sozusagen in der Menschheitsentwicklung "vorgebahnt", sie dient der (mimisch-gestischen und sprachlichen) Verständigung in eng kooperierenden Gruppen.⁴⁸

Grenzen der Empathie

Empathie bezieht sich ursprünglich nur auf das „Wir“, also die Mitglieder der eigenen Gemeinschaft; in diese können allerdings andere Menschen und selbst Tiere kooptiert werden. Gegenüber anderen Menschengruppen („Fremden“ oder gar „Feinden“) oder Beutetieren können Menschen auf erschreckende Weise völlig „unempathisch“ (kalt und gefühllos) reagieren; das gilt auch für Reaktionen auf „Außenseiter“ in der Eigengruppe (vgl. den Abschnitt zur Aggressivität).

Auch heute zeigen Menschen Empathie oft nur gegenüber ihnen nahestehenden Personen oder geliebten Tieren. Selbst brutalste Menschen, wir sprechen dann gern von „Unmenschen“, können so gesehen sehr eingeschränkt durchaus empathisch reagieren. Menschen, die vollkommen unempathisch, also absolut mitleidlos und gefühllos, handeln, werden als psychisch schwer gestört empfunden (Psychopathen).

Die Erweiterung der Empathie auf tendenziell alle Menschen und leidensfähigen Lebewesen ist m. E. eine zivilisatorische Leistung, sie scheint aber nach wie vor gebunden zu sein an persönliches Erleben bzw. an Berichte oder Bilder persönlicher Schicksale – und an grundlegende sozialisatorische Erfahrungen. Allerdings verbinden sich die eher emotionalen Aspekte der Empathie im Alltag häufig mit altruistischen Wertorientierungen, also normativen Ansprüchen an uns und andere. Altruismus und Empathie sind dann kaum zu trennen; manche sprechen auch von „kognitiven Emotionen“, die stark von kulturellen Einstellungen und Wertorientierungen geprägt sind.⁴⁹

Empathie fundiert "Menschlichkeit"

Ohne die grundsätzliche Empathiefähigkeit gäbe es kein Erschrecken über Grausamkeit und „Unmenschlichkeit“ und kein Engagement gegen Leid und Elend. Empathie fundiert letztlich das, was wir so emphatisch als „Humanität“ bzw. „Menschlichkeit“ bezeichnen; sie steht insofern im Zentrum des „Menschseins“.

Im Teil IV „Freiheit und/oder Gerechtigkeit“ werde ich auf einige Philosophen eingehen, die die menschliche Empathiefähigkeit als Basis jeder Ethik in den Fokus des Zusammenlebens stellen. Für Arthur Schopenhauer zum Beispiel ist der einzige Grund uneigennützig zu handeln die Erkenntnis des Eigenen im Anderen. Seine Mitleidsethik, die den Schutz der Tiere einschließt und die Zufügung von Schmerzen ausschließt, setzt

⁴⁸ Vgl. Gary Stix, *"Gute Zusammenarbeit"*, in: Spektrum der Wissenschaft Spezial "Die Ursprünge der Menschheit" (Okt. 2015)

⁴⁹ FR- Serie „Liebe“. Pamela Dörhöfer: *„Das letzte Geheimnis bleibt“*; Pfingsten 2015

aber individuelle Einsichts- und Empathiefähigkeit voraus. *„So bemerkt der vom blinden Willen getriebene Mensch, dass in allen anderen Lebewesen derselbe blinde Wille haust und sie ebenso leiden lässt wie ihn. Durch das Mitleid wird der Egoismus überwunden, der Mensch identifiziert sich mit dem Anderen durch die Einsicht in das Leiden der Welt.“*⁵⁰

Auch der amerikanische Philosoph Richard Rorty sieht in der Empathiefähigkeit des Menschen (- sie ist für ihn die gemeinsam geteilte Erfahrung von Grausamkeit und Leid) die Grundlage für ein solidarisches soziales Zusammenleben. Er plädiert dafür, das „Wir“, die Gemeinschaft auszuweiten und zu stärken, u.a. durch „Gefühlserziehung“ (Sensibilisierung für das Leiden anderer).

Altruismus als Kern menschlicher Moral

Mit der Sprach- und Empathiefähigkeit entwickeln die Gemeinschaften auch moralische Regeln bzw. Normen (Ge- und Verbote, Tabus) sowie grundlegende Werte, die den Gruppenzusammenhalt regulieren bzw. orientieren. Menschen leben in einer Wertegemeinschaft, d.h. sie teilen bestimmte Vorstellungen vom „Guten“ und „Erstrebenswerten“ bzw. vom „Schlechten“ oder „Bösen“.

Moral ist nicht vom Himmel gefallen

Wie ist der Mensch zur Moral gekommen? Die Erzählung vom biblischen Sündenfall verweist auf Religion und Gott. Aber: Moral fällt nicht vom Himmel – und der Mensch ist eben nicht von Natur aus egoistisch oder "böse", im Gegenteil. So sagt der Primatenforscher Frans de Waal ganz in meinem Sinne: *„Ich leugne nicht, dass Religionen eine Rolle gespielt haben bei der Herausbildung von Moralsystemen. Aber sie sind sicher nicht der Ursprung der Moral. Wie sind kooperative Primaten. Moral ist für mich etwas, das die Kooperation innerhalb einer Spezies fördert und reguliert. Moral fördert den Gruppenzusammenhang. Dazu ist sie da.“*⁵¹

Ähnlich argumentiert der Evolutionsbiologe Richard Dawkins⁵², wenn er Verwandtschaft und Gegenseitigkeit als biologischen Kern des Altruismus deutet. Für Dawkins ist es biologisch sinnvoll, dass sich genetisch Verwandte gegenseitig helfen bzw. dass ich denen helfe, die auch mir helfen. Dawkins kann allerdings die heutige Tendenz zur Universalisierung des Altruismus nicht erklären; er spricht diesbezüglich von einer biologischen „Fehlfunktion“.

Meine zentrale These in diesem Zusammenhang schließt an Frans de Waal an: In den frühen menschlichen Gemeinschaften setzen sich moralische Werte und daraus abgeleitete konkrete Regeln und Normen durch, die Kooperation und Gemeinsinn und damit die Gemeinschaft (das Wir) stärken, also für das Überleben der Gemeinschaft besonders wichtig sind. Das erklärt das Vorhandensein altruistischer Werte in allen

⁵⁰ Arthur Schopenhauer, *„Die Welt als Wille und Vorstellung“*

⁵¹ Frans de Waal: *„Der Mensch, der Bonobo und die zehn Gebote – Moral ist älter als Religion.“*; dazu ein FR-Interview vom 09.09.2015 : Frans de Waal, *„Die Wurzeln der Kooperation“*, in: Spektrum der Wissenschaft Spezial "Die Ursprünge der Menschheit" (2015): *„Zu unserer **Kooperationsfähigkeit** gehören Elemente wie **Empathie** und **Altruismus**. Beides findet sich schon bei anderen Primaten. (...) Nur Menschen kooperieren in großen durchorganisierten Gruppen und stützen sich dabei auf eine komplexe **Moral**, hinter der das soziale **Ansehen** wie auch drohende Bestrafung bei Verfehlungen stehen.“* (Hervorhebungen im Text)

⁵² Richard Dawkins, *„Der Gotteswahn“*, 2008, S. 304 ff.

menschlichen Sozietäten und die in der Regel besondere Bedeutung und Wertschätzung, die ihnen zugemessen wird.

Auffällig ist jedenfalls, dass universell (kulturübergreifend) uneigennütziges und selbstloses Handeln zum Wohle anderer Mitmenschen bzw. zum Wohle der Gemeinschaft bewundert und hoch geschätzt wird.

Altruismus: freund- und feindorientiert

Schon in den archaischen Gemeinschaften des Homo sapiens dürfte altruistisches Handeln eine Doppelfunktion gehabt haben: Altruismus sichert nach innen – sozusagen „freundorientiert“ – den Zusammenhalt und die Harmonie innerhalb der Gemeinschaft bzw. stärkt – nach außen gewendet („feindorientiert“) – die Bereitschaft zur Verteidigung der Gemeinschaft.

Gemeinschaften können früher wie heute sehr unterschiedliche altruistische Werte entwickeln, fördern und fordern. Darunter sind auch Werte, die heute eher traditionell oder sogar reaktionär anmuten. Die eigene Verteidigungsbereitschaft gegenüber realen oder vermeintlichen „Außenfeinden“ stärken sollen Werte und Einstellungen wie Mut (ideologisiert als „Heldenmut“), Tapferkeit und Opferbereitschaft (ideologisiert als "Vaterlandsliebe" bzw. „Ehre“), Verlässlichkeit, das heißt hier, die Gruppe im Kampf gegen Feinde nicht im Stich lassen (ideologisiert als "Treue" und "Gehorsam").

Stark negativ bewertet werden z. B. Feigheit oder Verrat. „Verrat“ ist in fast allen Kulturen und Gemeinschaften eines der schlimmsten Vergehen, das heftige Aggressionen (Rache!) auslöst, denn Verrat gefährdet die Gemeinschaft. Das kann – auch heute noch – zu furchtbaren Reaktionen führen.⁵³ "Verräter" ist ein weit verbreitetes Etikett, mit dem vielerorts Oppositionelle stigmatisiert und der Rachsucht bzw. dem Vernichtungswillen der politischen Führung, der "Mitbürger" bzw. Gruppenmitglieder ausgeliefert werden.

Auch wenn die „feindorientierten Werte“ wie Tapferkeit, Mut usw. durch politisch und nationalistische, religiös fundamentalistische oder rassistische Ideologien missbraucht wurden und werden und zu „unmenschlichen“ Verbrechen verleiten können, lassen sie sich doch im Kern als „altruistisch“ im Sinne von selbstlos oder uneigennützig bezeichnen: Sie sollen ursprünglich die Gemeinschaft schützen und stärken.

Eine eindeutige Trennung altruistisch – egoistisch ist interessanterweise nicht immer möglich, das spricht m. E. sehr für die These einer ursprünglich engen Einbettung des Ich in ein Wir. Altruistisches Handeln kann durchaus auch mit egoistischen Motiven oder persönlichem Nutzen verbunden sein. Menschen, die sich „selbstlos“ für die Gemeinschaft einsetzen, z. B. durch besondere Hilfsbereitschaft, Tapferkeit und Mut, können daraus Selbstbestätigung und Anerkennung gewinnen und ggf. auch persönliche Vorteile ziehen.⁵⁴

⁵³ Die „Zigeunerjagden“ im 16. Jahrhundert, bei denen sog. Zigeunergruppen gezielt verfolgt, vertrieben und getötet werden, werden mit ihrem angeblichen Verrat als Spione der Türken begründet und so in den Augen der Beteiligten legitimiert. Erst diese Verfolgungen zwingen die für „vogelfrei“ erklärten Sinti zu einer mobilen Lebensweise.

⁵⁴ Wie komplex die unter dem Begriff Altruismus gefassten Phänomene sind, zeigt der Wikipedia-Artikel: <https://de.wikipedia.org/wiki/Altruismus>

Heute heben wir eher die „freundorientierten“, ursprünglich auf den inneren Zusammenhalt zielenden Werte wie Hilfsbereitschaft, Solidarität, Gerechtigkeit, Nächstenliebe usw. hervor, wenn von Altruismus die Rede ist.

Moral sichert den inneren Frieden

Wie tief die auf soziale Harmonie zielenden Wertmaßstäbe verankert sind, zeigt sich – wie schon erwähnt – darin, dass Menschen schon im Kindesalter ein ausgeprägtes Gefühl für Gerechtigkeit entwickeln. Gerechtigkeit soll den inneren Frieden sichern und den Zusammenhalt stärken. Die gerechte Verteilung der Nahrung und anderer Ressourcen verhindert gruppeninterne Konflikte. Gerecht bedeutet „teilen“: alle haben Zugang, alle erhalten etwas; privilegiert bzw. bevorzugt werden ggf. nur einzelne, die für die Gemeinschaft etwas besonders Wichtiges, Existenz sicherndes leisten oder geleistet haben – und auch das nur zeitlich begrenzt und zumeist nicht verbunden mit dauerhaften oder gar vererbbaaren Vorrechten.

Es ist auffällig, wie wichtig vielen Jäger-und-Sammler-Kulturen bzw. indigenen Gruppen in heutiger Zeit die Harmonie innerhalb der Gemeinschaft ist, wie intensiv sie beschworen und rituell „gesichert“ wird. Darin zeigt sich auch eine tiefe (existenzielle) Angst vor dem Zerbrechen dieser Harmonie durch äußere oder innere Mächte oder Gewalt.

Ein Anthropologe berichtet über die Einführung des Fußballspiels bei einem indigenen Volk in Neuguinea: Sie hätten stets solange gespielt bis es unentschieden stand, nach ihrem Verständnis also Harmonie herrschte. – Zumindest eine schöne Anekdote. Es ist dieser Wunsch nach Harmonie, nach Eingebundensein in eine stabile Gemeinschaft, die den (oder zumindest einen) Kern unseres Gerechtigkeitsempfindens bildet. Wer sich ungerecht behandelt fühlt, empfindet sich als ausgeschlossen, allein gelassen, verlassen. Ungerecht heißt „benachteiligt“ werden, nicht den richtigen (angemessenen) „Anteil“ zu erhalten, ausgeschlossen werden. Das kann sich auch auf nichtmaterielle Ansprüche (Anerkennung, Lob, Aufmerksamkeit, Zuwendung usw.) beziehen.⁵⁵

Die "wahren Menschen" und das Tötungsverbot

Allerdings und das ist zentral: Altruistische Werte werden zunächst nur bezogen auf die eigene (!) Gemeinschaft definiert. Nur deren Mitglieder galten als „wahre Menschen“. Für andere Sozietäten, insbesondere sprachlich und kulturell nicht näher verwandte Gruppen, gelten der „Mensch-Status“ und die damit verbundenen Rechte, Normen und Werte nicht. Die Eigennamen vieler traditionell lebender Völker bedeuten einfach nur „Menschen“ oder „Wir Menschen“ – andere bezeichnen sich, und zwar nur das eigene Volk, als Kinder der Schöpfungsgottheit o.ä. Auch die Abstammungsmythen vieler Völker betonen die Sonderstellung des eigenen Volkes.

Ich gehe also davon aus, dass die frühen Sozietäten „ethnozentrisch“ orientiert sind. Anders formuliert: Für das Phänomen des Ethnozentrismus scheint es paläoanthropologische Wurzeln zu geben, jedenfalls sind entsprechende Einstellungen und Verhaltensweisen sehr leicht zu mobilisieren, wie die Geschichte der Menschheit leidvoll zeigt. (In den Kernaussagen zur „Aggressivität“ komme ich darauf zurück.)

⁵⁵ Insgesamt ist die Gerechtigkeitsdebatte heute sicher weit komplexer und vielschichtiger als hier dargestellt, viele Aspekte, z. B. Fragen der globalen oder intergenerationellen oder der Gender-Gerechtigkeit, blende ich hier aus.

Allerdings zeigen Menschengruppen, anders als andere Primaten, immer wieder auch eine Offenheit gegenüber anderen, "fremden" Menschen, eine Bereitschaft, die konstitutiv für die spätere Entwicklung von Großgemeinschaften wird.⁵⁶

Letztlich dürfte auch die Entwicklung der sog. Menschenrechte – insbesondere das Tötungsverbot und das Recht auf Unversehrtheit der Person – darauf gründen, dass so der Zusammenhalt der eigenen Gemeinschaft gestärkt wird. Für das universell verbreitete Tötungsverbot von Mitgliedern der eigenen Gemeinschaft, verbunden mit oft detaillierten Regelungen von Strafen, Ausnahmen usw., ist das m. E. offensichtlich: ohne Tötungsverbot keine stabile Gemeinschaft! Die Gemeinwohlorientierung der frühen Gemeinschaften fordert und fördert altruistische Haltungen und Werte – besser: sie ist gelebter Altruismus. Das schließt, wie gesagt, Streitigkeiten im Alltag nicht aus.

Es müssen also nicht Gott oder Religion bemüht werden, um das Phänomen des Altruismus zu erklären.

Die Menschenrechte

Mit der Auflösung der frühen Gemeinschaften rücken sowohl das Individuum als auch die Menschheit als Ganzes nach und nach in den Fokus. Die heutige Universalisierung der Menschenrechte – alle Menschen, nicht nur die der eigenen Gemeinschaft, gelten nun im emphatischen Sinn als „Menschen“ mit gleichen Grundrechten – ist m. E. ein Phänomen der Neuzeit, wenn auch mit einer längeren Entwicklungsgeschichte (- darauf gehe ich in Teil II ein). Indem die Menschenrechte auf die (neue) „Gemeinschaft der ganzen Menschheit“ zielen, gehen sie einher mit einer Abschwächung der „feindorientierten“ Werte (konkrete Außenfeinde hat die Menschheit nicht, wohl aber „Innenfeinde“, die die Menschenrechte nicht akzeptieren, sie ignorieren oder verletzen) und mit einer Betonung der „freundorientierten“, auf das interne Zusammenleben gerichteten Werte, mit denen wir heute normativ Begriffe wie „Humanität“ bzw. „Menschlichkeit“ verbinden.

Auch die Entwicklung weiterer altruistischer Werthaltungen (z.B. Toleranz, Zivilcourage, Widerstandspflicht gegen Unrecht und Unterdrückung), die stärker auf das Individuum, auf persönliche Freiheit und Würde ausgerichtet sind und die sich auch gegen die eigenen Gruppe richten können, wären demnach neuere Phänomene und (leider) weniger stark phylogenetisch verankert. An diesen Werten orientieren sich mutige Individuen, die gegen gesellschaftliche Gewaltherrschaft und mitunter auch gegen vorherrschende gesellschaftliche Einstellungen aufstehen – und für universelle Ideale und damit auch für die Rechte von bedrängten Individuen oder Minderheiten eintreten.

In Folge der Individualisierungsprozesse (vgl. Abschnitt II „Vom Wir zum Ich“) gewinnen die auf das Individuum ausgerichteten Werte und Orientierungen wie Macht- und Gewinnstreben, individuelle Freiheit, Recht auf Privateigentum usw. an Bedeutung. „Eigensinn“ (Egoismus, individuelle Selbstbestimmung) findet nicht nur Akzeptanz, sondern wird gesellschaftlich prägend. Auch die sog. individualistischen Werte und Orientierungen weisen ein breites Spektrum von normativ eher „rücksichtslos egoistischen“ bis eher „humanistischen“ Inhalten auf.

⁵⁶ Ein interessanter Hinweis kommt vom niederländischen Primatenforscher Frans de Waal, der betont, dass auch Schimpansen durchaus kooperieren und gelegentlich "gerecht teilen"; aber: *Als Alleinstellungsmerkmal des Menschen gilt, dass er als einziger Primat dazu bereit ist, mit Außenstehenden und Fremden zu kooperieren.* Er verweist dabei auf die lange Geschichte der Gastfreundschaft, des Handels und der Bündnispolitik. - Vgl. Frans de Waal, "Die Wurzeln der Kooperation", in: Spektrum der Wissenschaft Spezial "Die Ursprünge der Menschheit" (2015).

Für die neuere (Moral-)Philosophie ist genau diese Balance zwischen Gemeinsinnorientierung und individuellen Freiheitsansprüchen ein zentrales Thema (vgl. Abschnitt IV „Freiheit und/oder Gerechtigkeit“).

Heute erleben wir neue Formen eines nationalen, rassistischen oder religiös-fundamentalistischen Gruppenegoismus, der sich mit einer oft aggressiven, mitunter brutalen Ausgrenzung der nicht zur eigenen Gruppe Gehörenden verbindet, denen letztlich kein "vollwertiger" Mensch-Status zugebilligt wird.

Kapitel 4 Rituale, Religion und Kunst

Nur Menschen kennen Religion, nur Menschen schaffen Kunst. Nur Menschen können sich mit der Endlichkeit der Existenz und den Unwägbarkeiten des Lebens auseinandersetzen. Wie sind unsere Vorfahren zur Kunst und zur Religion gekommen?

Rituale bewältigen Kontingenzerfahrungen

Die vielen Unwägbarkeiten des Lebens

Den Ursprung sowohl von Kult und Religion als auch von künstlerischem Schaffen sehe ich in sog. Kontingenzerfahrungen, also in den vielen Ungewissheiten des Lebens: Immer wieder werden die Menschen mit Naturkatastrophen (z. B. Dürreperioden, Sturm- und Hochwasserkatastrophen, Waldbrände, Erdbeben, Vulkanausbrüche), mit Unfällen, Krankheiten, Überfällen usw. konfrontiert, erleben sie Zeiten des Überflusses und der Not. Sie staunen und erschrecken über unbegreifliche Naturphänomene wie Gewitter (Blitz und Donner) oder den plötzlich erscheinenden Regenbogen, versuchen den ständigen Wechsel der Mondphasen und der Jahreszeiten, den regelmäßigen Auf- und Untergang der Sonne oder eine überraschende Sonnen- oder Mondfinsternis zu verstehen. Aber vor allem die offensichtliche Unabänderlichkeit des Todes muss die Menschen aufgewühlt haben.

"Kontingenz" meint hier die vom Menschen nicht präzise voraussehbaren Ereignisse von existenzieller Bedeutung, die eintreten können, aber nicht eintreten müssen, bzw. alle unbegreiflichen Geschehnisse, die vom Menschen nicht kausal beeinflussbar sind.⁵⁷

Ab einer bestimmten Stufe der Hirnentwicklung und Kognition und damit auch der Sprachentwicklung (vor ca. 70. – 40.000 Jahren) werden solche Kontingenzerfahrungen zunehmend bewusst und vermutlich als starke Verunsicherung, ja Erschütterung wahrgenommen. Sie werden nicht mehr einfach „hingenommen“ wie bei Tieren; im Gegenteil: Alle Phänomene werden mit dem eigenen Leben in Beziehung gebracht. Die Menschengruppen entwickeln Erklärungen und Deutungen sowie Versuche, auf die Ereignisse und ihre unvorhersehbaren Folgen Einfluss zu nehmen: durch gemeinsame Rituale (zeremonielle Tänze, Gesänge, Opfer usw.), durch magische Zeichen (Gravuren, Körperbemalung, Handabdrücke u.a.) und durch sinndeutende Erzählungen (Mythen). Sie versuchen so, die unerklärlichen und oft bedrohlichen Erfahrungen und Erlebnisse und die damit verbundenen Ängste und Verunsicherungen zu „bewältigen“ sowie Zuversicht und Hoffnung zu fundieren.

Unsere Vorfahren bemerken also einerseits Regelmäßigkeiten, Ordnungen und Strukturen in ihrer Umwelt bzw. in den Naturabläufen, sie erfahren andererseits aber immer wieder auch Brüche, das Eintreten nicht vorhersehbarer Ereignisse bzw. Katastrophen. Rituale sind der Versuch, die Ordnung wiederherzustellen bzw. zu erhalten! In diesen Ritualen zur Kontingenzbewältigung sehe ich den Ursprung sowohl der Religion als auch der Kunst.

Rituale beschwören Ordnung und Struktur

Rituale sind also m.E. Versuche archaischer (und moderner) Sozietäten, das Bedrohliche von Kontingenzerfahrungen psychisch und sozial zu verarbeiten. Typisch für Rituale

⁵⁷ Der Soziologe und Philosoph Niklas Luhmann fasst Kontingenzerfahrung so zusammen: „*Alles könnte anders sein – und fast nichts kann ich ändern.*“ (vgl. wikipedia: Kontingenz (Soziologie))

sind gemeinsame, streng regelhaft festgelegte Abläufe, meist im Rahmen einer feierlichen Zeremonie und oft verbunden mit rhythmischen, stereotypen, repetitiven Lauten, Zeichen und Bewegungen. Erinnerung sei an die oft endlos wirkenden monotonen Gesänge, an Tänze in festen, ständig wiederholten Schrittfolgen und Bewegungen, an rhythmisches Trommeln oder auch an streng geregelte Opferabläufe heutiger indigener Völker.

In den Ritualen erfolgt eine Verbindungssuche zu den „übernatürlichen“ Kräften (Schutzgeister, Ahnen, Totems, Himmelsmächte), die alle Naturereignisse und das gesamte Leben bestimmen. Oft helfen dabei psychogene Substanzen und Trancezustände. Rituale sollen Schreckliches und Bedrohliches abwenden bzw. das weitere Schicksal der Gemeinschaft positiv beeinflussen.⁵⁸

Die strenge Regelmäßigkeit der Rituale, ihr mehr oder weniger stereotyper, festgelegter Ablauf wirkt wie ein Kontrapunkt zu den kontingenten (unberechenbaren, "chaotischen") Anlässen oder Hintergründen. Es scheint, als ob die Gemeinschaft im Ritual eine Ordnung, Struktur, Regelmäßigkeit und Harmonie erzeugt, die das Unwägbar, Unkontrollierbare und Beängstigende der Umwelt „zähmen“ oder beeinflussen soll, wobei das gemeinsame Ritual selbst die Beteiligten verbindet, also psychisch beruhigend und einheitsstiftend wirkt. Die für jede Sozietät typischen und tradierten Rituale festigen also das Zusammengehörigkeitsgefühl und geben Sicherheit in einer Welt voller unvorhersehbarer Gefahren, Risiken und Veränderungen.

Ein ähnliches „Ordnungsstreben“ zeigen die frühen abstrakten Gravuren (parallele Linien, Kreuzmuster, Punktreihen etc.) auf Felsen, Knochen, Mammut-Stoßzähnen oder Ockerstücken (s.u.). Sie schaffen "Struktur" in einer kontingenten Umwelt, suggerieren Ordnung und Kontrolle.

Kulte und Religion halten die Gemeinschaft zusammen

Die Rituale werden in der Folge zu zentralen Grundlagen und Bestandteilen der Kulte und der Religion.⁵⁹

Verbindungssuche zu schicksalsbestimmenden Mächten

Alle Völker und Kulturen haben Kulte und Religionen entwickelt. Das ist sicher kein Zufall, aber m. E. auch nicht Ausdruck einer "angeborenen" Religiosität. Zugrunde liegt vielmehr die verstörende Erfahrung, dass es nicht sichtbare Kräfte geben muss als Auslöser der unerklärlichen Naturphänomene, der unvorhersehbaren Schicksalsverläufe und als Erklärung für die offensichtliche (oder nur vermeintliche?) Unumkehrbarkeit

⁵⁸ Rituale spielen bei allen wichtigen Ereignissen der archaischen Gemeinschaften eine zentrale, meist mit viel Aufwand betriebene Rolle; sie haben vielfältige Anlässe und Funktionen: Geburt und Tod bewältigen, erwachsen werden und heiraten, Fruchtbarkeit und Jagderfolg sichern, Notzeiten, Krankheiten und Unfälle abwenden bzw. bewältigen, usw.

⁵⁹ Religion verstehe ich hier als rituelle Begegnung bzw. Kommunikation mit dem Übernatürlichen bzw. „Heiligen“ (d.h. dem Besonderen, dem Verehrungswürdigen). Grundlage ist der Glaube an bestimmte transzendente (überirdische, übernatürliche, übersinnliche) Kräfte und mit ihnen verbundene heilige Objekte, Orte oder Handlungen (Rituale). - Kult bezeichnet die Gesamtheit der religiösen Handlungen einer Gemeinschaft.

des Todes.⁶⁰ In Kult und Religion soll die Verbindung mit dem „Übernatürlichen“ bzw. mit den das Leben offenbar bestimmenden Kräften und Mächten hergestellt werden.⁶¹

So ist z. B. das universell verbreitete Phänomen des Opferkults der Versuch von Gemeinschaften, eine Beziehung zu den übernatürlichen Mächten aufzunehmen und diese durch Darbietung wertvoller Opfergaben (Waffen, Nahrung, Blut, Tiere, Menschen usw.) gnädig zu stimmen (Sühne-, Dank- und Bittopfer). Vermutlich entsteht diese Praxis aber erst nach der sog. „neolithischen Revolution“ mit dem Aufkommen personalisierter Gottheiten. Mehr dazu im Teil II der Studie. Dort versuche ich auch aufzuzeigen, welche Rolle das Geheimwissen zur Durchführung der Kulte bei der Entstehung von Herrschaft spielt.⁶²

Als ursprüngliche religiöse Haltung früher Menschengruppen können vielfältige Formen des Animismus gelten. Danach erlebt der Mensch alles, Tiere, Pflanzen, Felsen, Berge, Gewitter, Quellen, Flüsse, Orte usw. als beseelt, als ausgestattet mit Empfindungen und Bewusstsein. Präsent (als Geister) sind auch die Toten, die Ahnen, insbesondere die Urahnen (Totems) als Schöpfer der Welt und Beschützer der Gemeinschaft. Mit allen und allem kann über Rituale, Gesang, Tanz, Trance usw. Kontakt aufgenommen und kommuniziert werden. Die Tier-Mensch-Mischwesen in altsteinzeitlichen Höhlen oder in der Kunst indigener Völker könnten solche Versuche der Kontaktaufnahme darstellen.

Totenbestattung und Ahnenkult

Zentral für viele Kulte sind der Tod und der Umgang mit den Toten. Diese bleiben nicht einfach irgendwo liegen, sie werden rituell bestattet.⁶³ Auch das gibt es so nur beim Menschen. Für die frühen Menschen sind Sterben und Tod von Tieren und Menschen allgegenwärtig. Die Kinder- bzw. Säuglingssterblichkeit ist in den frühen Jäger-und-Sammler-Gemeinschaften sehr hoch – das zeigt der enorm hohe Anteil an Kindergräbern.

Auch die Tradition der Totenbestattung – sie erfolgt spätestens ab dem Gravétien (ca. 30.000 v. h.) auch mit Grabbeigaben – muss als Ausdruck religiösen Denkens verstanden werden. Totenbestattung ist bereits bei Neandertalern relativ gut belegt (Mittleres Paläolithikum: ca. 150. - 40.000 v. h.). Aus dem Jungpaläolithikum (ca. 40.000 - 12.000 v. h.) und im frühen Neolithikum (ca. 12. - 8.000 v. h.) gibt es dann klare Hinweise auf einen weit verbreiteten Toten- oder Ahnenkult: So finden sich vielerorts Kultstätten mit Menschen- oder Tierschädeln (z. B. Bären). Die Bestattungen erfolgen "geordnet" (Lage der Gräber, Begräbnisstellung der Toten, spezifische Grabbeigaben usw.) und zunächst dicht bei oder unter den Behausungen: Die Verstorbenen, die Ahnen sollen in der Nähe der Lebenden sein, Kommunikation und Hilfe so erleichtert werden.

⁶⁰ Für den Ägyptologen Jan Assmann ist „*der Tod die Urszene religiöser Erfahrung*“.

⁶¹ Den Zusammenhang der Religion mit Kontingenzerfahrung fasst Niklas Luhmann so zusammen (*„Die Religion der Gesellschaft“*, S. 89): „*Religion kann als der Versuch angesehen werden, dies Unvermeidliche nicht bloß hinzunehmen.*“ - Die systemtheoretische Analyse von N. Luhmann mit ihrem Bezug zu Kontingenz ist mir erst in der Folge der Arbeit an diesem Text durch Rezensionen bekannt geworden, wirklich verstanden habe ich sie wohl eher nicht.

⁶² Auf psychoanalytische Deutungen der Opferkulte als kollektive Verarbeitung von Schuld oder traumatischen Erfahrungen gehe ich hier nicht ein. (Vgl. Teil II, Kapitel 1)

⁶³ Eines der ältesten Beispiele für offenbar rituelle Totenbestattung (unter reichlicher Verwendung von Ocker) betrifft den sog. "Mungo Man", ein ca. 42.000 Jahre altes Skelett am ehemaligen Lake Mungo in SE-Australien.

Religion - eine unverzichtbare Erfindung

Religion verbindet die Mitglieder der Sozietät in mehrfacher Hinsicht: Zum einen überliefert Religion existenzielle Erzählungen (z. B. Schöpfungsmythen), die oft durch Bilder und andere künstlerische Darstellungen zusätzlich veranschaulicht werden. Sie formulieren eine gemeinsame "Selbst- und Weltsicht". Aus diesen Erzählungen werden Sinndeutungen (z.B. Unglück als Strafe der Götter) und verbindliche Regeln des Zusammenlebens (Gebote, Tabus) abgeleitet. Zum anderen besteht Religion aus zugeordneten Kulthandlungen, also aus Zeremonien und Ritualen, die den Kontakt zum Göttlichen bzw. Heiligen herstellen (sollen). Diese Kulthandlungen werden durch ästhetische Inszenierungen (Masken, Tänze, Trommeln usw.) sinnlich und emotional "aufgeladen" (s.u.).

Insbesondere ab dem Neolithikum (grob rund 12./10.000 v. h.) wird deutlich, in welchem Umfang und mit welchem unglaublichen Zeit- und Ressourcenaufwand die menschlichen Gemeinschaften über Kulte, Kultgebäude, Kultfeiern versuchen, die Unwägbarkeiten des Lebens und Überlebens zu bändigen und die Gemeinschaft aneinander zu binden (im Teil II komme ich darauf zurück).

Die Kulte sollen die Unterstützung und den Schutz der höheren Mächte sichern, ohne die die Gemeinschaft verloren wäre. Dass wichtige religiöse Kulte heute wie früher mit Festgelagen und gemeinsamer Nahrungsaufnahme (!) verbunden sind, ist sicher kein Zufall. Die Kulte sichern den sozialen Zusammenhalt und demonstrieren – u.a. in der zelebrierten Nahrungsteilung – die Verbundenheit der Gruppenmitglieder.

Religion ist aber nicht nur eine Reaktion auf das unvermeidliche und unumkehrbare Phänomen des Todes und auf tagtägliche Kontingenzerfahrungen; Religion strukturiert die Gemeinschaft und hält sie insofern zusammen, als durch sie alle Aktivitäten und Ereignisse in einen gemeinsam geteilten Sinnzusammenhang gestellt werden. Religion erklärt und deutet das Unfassbare, stiftet Sinn, ordnet das Leben in der Gemeinschaft (Normsetzung, Tabus) und macht es auch in extremen Situationen von Tod, Krankheit und Not erträglich. Insofern ist Religion, sind religiöse Erzählungen und religiöse Kulte, ein zentrales „Bindemittel“ der Sozietäten – und nicht zufällig universell in allen Kulturen vorhanden. Sozial und psychisch sind Kult und Religion also für die frühen Sozietäten sinnvolle und wichtige, ja unverzichtbare „Erfindungen“.

Der Evolutionsbiologe Richard Dawkins, ein leidenschaftlicher Kritiker der Religion, kann in den in allen Kulturen vorhandenen religiösen Kulturen keinen evolutionsbiologischen Vorteil erkennen, im Gegenteil, der hohe Zeit- und Ressourcenaufwand lässt sie biologisch eher als dysfunktional bzw. als „Nebenprodukt“ erscheinen; er sieht lediglich biologisch sinnvolle psychische Neigungen, die Menschen für Religiösität „anfällig“ machen: z. B. die Leichtgläubigkeit der Kinder gegenüber vertrauten Erwachsenen, sie erleichtert die Übernahme der kulturellen Tradition, oder das biologisch verankerte Zweckdenken („angeborenene Teleologie“): Alles geschieht absichtsvoll und auf den Menschen bezogen. Dawkins übersieht aber m. E. die enorme Relevanz der sozialen Bindekraft von Religion, das gemeinschaftsstabilisierende Moment, das für das Überleben der Sozietäten wesentlich ist.⁶⁴

⁶⁴ Richard Dawkins, „Der Gotteswahn“, 2008, S. 225 ff.

Kunst und Kult

Rituale zur Kontingenzbewältigung sind m.E. auch die zentrale Grundlage der Kunst. Inwieweit es daneben einen natürlichen Sinn für Schönheit, Harmonie, Ästhetik gibt und welche biologische Funktion er haben könnte, wäre noch mal gesondert zu diskutieren.

Nur Menschen schaffen Kunst

Als "Kunst" bezeichne ich hier alle von Menschen gezielt und kreativ gestalteten Produkte und Ausdrucksformen, die keine direkte "praktische" Funktion für das Überleben haben: bildnerische Darstellungen, Skulpturen, Musik, Tanz, Mythen, Körperbemalungen, Schmuck, usw. Sie werden oft mit sehr viel Aufwand hergestellt bzw. präsentiert.

Aber warum? Haben Menschen irgendwann einfach das Bedürfnis gehabt, sich kreativ mit ihrer Umwelt auseinanderzusetzen? Warum bringen sie Ritzzeichnungen oder Punktlinien auf Knochen, Mammutzähnen oder Felsen an, warum schaffen sie kleine Tier-, Frauen- und Mischwesen-Figurinen aus Kalkstein, Elfenbein oder gebranntem Ton, warum fertigen sie Trommeln, Rasseln, Knochenflöten oder andere Klangobjekte an, warum bemalen sie tief im Inneren der Berge abgelegene Höhlenwände mit prächtigen Bildern, warum stellen sie Holzskulpturen vor ihre Behausungen, fertigen Masken und Verkleidungen an, schmücken sich mit Schmuckobjekten, bemalen ihr Gesicht und ihren Körper mit Farben, ritzen sich Ziernarben in die Haut, führen Tänze und gemeinsame Gesänge auf, "erfinden" und erzählen Mythen, usw.? – Blicken wir auf die Anfänge, so weit bekannt.

Das "plötzliche" Auftreten der Kunst im Eiszeitalter

Kunst ist in Europa erstmals im Zusammenhang mit der Einwanderung des Homo sapiens vor gut 40.000 Jahren nachweisbar; frühere Funde, z. B. in südafrikanischen Höhlen, können als Vorstufe gedeutet werden. Das gilt auch für mögliche Schmuckobjekte (z.B. durchbohrte Adlerkrallen) und andere Indizien für Kunst (z. B. auf Stein geritzte Kreuzmuster) schon bei Neandertalern (vor ca. 150. - 40.000 Jahren) oder sogar beim Homo heidelbergensis (Knochengravuren von Bilzingsleben) vor 300. - 400.000 Jahren. „Künstlerisches Schaffen“ wird vielfach als Alleinstellungsmerkmal des Homo sapiens angesehen, aber Vorstufen hat es sicher gegeben.

Die südafrikanischen Funde sind älter als die europäischen (über 70. 000 Jahre v. h.); es handelt sich um Schmuckreste (gefärbte Muscheln, Straußeneier u.a.) und Gravuren auf Knochen oder Ockerstücken aus dem Middle Stone Age.⁶⁵ Auch sie stammen vom Homo sapiens. Diese Kunstproduktionen bleiben aber singulär, zeigen also keine Kontinuität in örtlichen Folgekulturen.

Auffällig ist das relativ „plötzliche“ Auftreten zahlreicher und vielfältiger Produkte künstlerischen Schaffens im Aurignacien (ab ca. 40.000 v. h.) in Europa.

Dazu gehören Kleinplastiken (meist nur 5 - 10 cm hoch), z. B. gesichts- oder kopflose Frauenfigurinen mit betonten Geschlechtsmerkmalen wie die sog. "Venus vom Hohle

⁶⁵ Fundorte: Stillbay, Blombos, Howieson Poort, Diepkloof u.a. – Hier finden sich auch erstmals Knochnadeln und -harpunen, alles Indizien eines kulturell-technologischen Entwicklungssprungs vor 80. - 70.000 Jahren. An anderen Fundstellen in Afrika und im Nahen Osten ist die Verwendung von Ocker schon vor mehr als 80.000 Jahren nachgewiesen. – Die Datierung aller paläolithischen "Kunstobjekte" ist allerdings außerordentlich schwierig und daher oft umstritten; erst in neuerer Zeit gibt es Fortschritte (vgl. Thermolumineszenzdatierung).

Fels" (ca. 38./40.000 v. h.), die „Venus von Willendorf“ oder die „Venus von Dolni Vestonice“ (beide ca. 30.000 v. h.). Neu und verbreitet sind auch kleine Tierskulpturen (z. B. Mammut, Wildpferd) oder Tier-Mensch-Figuren wie der sog. „Löwenmensch“ von Hohlenstein-Stadel (ca. 38.000 v. h.). Es finden sich zudem erstmals auch einfache Musikinstrumente (z. B. Flöten aus Vogelknochen oder Elfenbein) und diverse Schmuckobjekte, z. B. Ketten aus durchbohrten Tierzähnen oder Muscheln.

Phänomenale Höhlenmalereien

Besonders auffällig sind die grandiosen Fels- bzw. Höhlenmalereien, z. B. in der Chauvet-Pont d'Arc-Höhle (Alter ca. 30. - 27.000 bzw. sogar 38. - 36.000 v. h.), in der Lascaux-Höhle (Alter ca. 18.000, z.T. 38.000 v. h.) oder in Altamira (ca. 18. - 13.000 v. h.) im südwestlichen Europa.⁶⁶

Es handelt sich nicht um Wohnhöhlen, sondern ganz offensichtlich um Kultplätze. Hier werden nicht "Wohnräume" ästhetisch ausgeschmückt (wie wir es aus späteren Zeiten kennen), sondern sehr wahrscheinlich werden rund um die bildnerischen Darstellungen im Dunkel der Höhlen aufwändige Kulte praktiziert (vermutlich im Schein von Fackeln). Um welche Rituale es dabei tief im Innern der Berge gegangen ist, wird sich wohl nie klar beantworten lassen; es mögen Initiationsriten, Fruchtbarkeits- oder Jagdriten und/oder Rituale in Zusammenhang mit einem Ahnenkult gewesen sein.

Unter Bezugnahme auf wesentlich jüngere südafrikanische Felsbilder der San (sog. „Buschleute“) vertreten die Prähistoriker und Felskunstforscher Jean Clottes und David Lewis-Williams die Ansicht, es handle sich bei der jungpaläolithischen Höhlenkunst um Ergebnisse schamanistischer Rituale (Visionen im Rahmen einer trance-artigen Kontaktierung der Ahnen bzw. des Urahn-Totems) und um Initiationsriten; daher evtl. auch die vielen Hand- und Fußabdrücke junger Menschen auf etlichen Höhlenwänden und -böden.⁶⁷ Aber auch dies sind nur Vermutungen.

Interessant ist, dass gegenständliche und abstrakte Darstellungen oder Zeichen (parallele Linien, Kreuze, Punktreihen u.a.) in der "Kunstgeschichte der Menschheit" parallel auftreten, letztere sich ganz offensichtlich nicht aus ersteren entwickelt haben.⁶⁸ Über die Fähigkeit zur Abstraktion verfügen die Menschen also schon recht früh.

Gegenständliche Darstellungen betreffen vor allem Tiere (nicht nur Jagdtiere!), die für die Menschen und ihre Vorstellungswelten von großer Bedeutung gewesen sind und

⁶⁶ Inzwischen sind rund 350 Höhlen mit jungpaläolithischer Felskunst bekannt, ganz überwiegend in Südfrankreich und Nordspanien. Sie stammen fast alle aus dem Magdalénien (20./18.000 - 14.000 v. h.). Einige Felsbilder und Gravuren bzw. Handabdrücke (z. B. Chauvet, El Castillo) sind allerdings über Uran-Thorium-Datierung auf ein Alter von über 35.000 bzw. sogar über 40.000 v. h. datiert, stammen also aus dem Aurignacién und damit aus der Zeit der Erstbesiedlung Europas durch den Homo sapiens. Sehr alte Felsbilder sind neuerdings u.a. auch in Sulawesi (Indonesien) gefunden worden (40. - 35.000 Jahre alte Handabdrücke und Tierfiguren; einige Felskunst aus Nordaustralien wird neuerdings auf fast 30.000 v. h. datiert. - Vgl. www.scinexx.de Das Wissensmagazin, 4. November 2016, Dossier "Höhlenmalerei. Die geheimnisvolle Kunst unserer Vorfahren."

⁶⁷ FR-Artikel vom 25.04.1998: [Matthias Glaubrecht](#) „Traumzeit und Trance steinzeitlicher Schamanen“; sowie [Hermann Parzinger](#), S. 77 ff. - Anlass zu interessanten Spekulationen bietet auch die Vermutung, dass die Mehrzahl der zahlreichen Handabdrücke auf den Felswänden von Frauen stammt (Indiz: das Längenverhältnis von Zeige- und Ringfinger, ersterer ist bei Frauen i.d.R. länger).

⁶⁸ Darauf verweist auch der Sprachwissenschaftler Harald Haarmann im Zusammenhang mit der Entwicklung von Schriftzeichen: Abstrakte und „gegenständliche“ Zeichen treten parallel und zeitgleich auf. - Vgl. [Harald Haarmann](#): „Geschichte der Sintflut. Auf den Spuren der frühen Zivilisationen“, 2005, S. 106

vielleicht auch für Abstammungslinien stehen. Auffällig oft werden besonders imposante, kraftvolle Tiere (Löwen, Bären, Mammuts u.a.) dargestellt. Diese Tiere stehen offenbar im Mittelpunkt der Kulthandlungen.⁶⁹

Daneben finden sich einzelne (meist eher unanschauliche bzw. abstrahierte) Tier-Mensch-Mischwesen, von manchen als Schamanendarstellungen interpretiert, auffällig viele Handabdrücke sowie Sexualsymbole (Vulva-, Phallus-Darstellungen). Die jungpaläolithische Kunst scheint keine szenischen Darstellungen zu kennen, es treten z. B. keine Jagd- oder Kampfszenen auf, diese finden sich erst im Neolithikum, auch werden keine Landschaften, keine Pflanzen und so gut wie keine Menschen abgebildet.⁷⁰ Es geht offenbar nicht um die Darstellung erfolgreicher Jagden, Alltagsszenen o.ä., sondern ganz offensichtlich um Magie und Kult. Dazu passt auch, dass sich besonders viele Felsmalereien in (stockdunklen) Höhlenbereichen mit besonderer Akustik (z. B. mit starken Echoeffekten) befinden.

Kunst entsteht nicht aus Langeweile

Die eindrucksvolle jungpaläolithische Kunst Südwesteuropas bricht mit dem Ende der letzten Eiszeit „plötzlich“ ab. Das könnte, so H. Parzinger, damit zusammenhängen, dass sich die noch im Magdalénien (ca. 18. – 14.000 v. h.) relativ sesshaft lebenden Großgruppen, die in kurzer Zeit in Gemeinschaftsjagden sehr viel Beute erlegen können und so viel „Zeit für Kunst“ haben, in Folge zunehmender Bewaldung am Ende der Eiszeit in kleinere Verbände auflösen. Die Veränderung der Umweltbedingungen erfordert nun viel mehr Zeit für die Jagd, die Rituale werden vereinfacht, die „Kunstproduktion“ wird reduziert.⁷¹

Die paläolithische Kunst entsteht allerdings nicht aus Langeweile, obwohl die Jäger-und-Sammler/innen-Gruppen vermutlich immer wieder auch Phasen der Ruhe und Entspannung erleben. Sie entsteht m. E. auch nicht primär aus Freude am Schönen bzw. am kreativen Tun. Ab einer bestimmten Entwicklungsstufe der kognitiven Fähigkeiten des Homo sapiens, lange nach seinem ersten Auftreten, findet die kollektive Auseinandersetzung mit Kontingenzerfahrungen und den damit verbundenen beängstigenden Risiken und Ungewissheiten statt: vorwiegend in Ritualen und kultischen Handlungen. Diese werden durch "Kunstproduktionen" (furchterregende Masken, aufwendige Verkleidungen und Körperbemalungen, Dämonen-Skulpturen, u.a.) und "künstlerischen Darstellungen" (Tänze, Rufe und Lieder, Trommeln u.a.) sinnlich und emotional dramatisiert. In dem Zusammenhang entfalten sich die menschlichen Fähigkeiten des künstlerischen Ausdrucks.

⁶⁹ Die Hälfte der rund 442 Tierbilder der Chauvet-Höhle stellen Höhlenlöwen (im Rudel jagend), Wollnashörner, Mammute und Höhlenbären dar, also eher "gefährliche", imposante Tiere. Nicht ganz so häufig werden die typischen Jagdtiere dargestellt: Wildpferde, Wisente, Rentiere, Steinböcke, Auerochsen, Hirsche u.a. - Es kommen auch viele geometrische Zeichen vor (rote Punkte, Linien, Schraffuren) sowie ganz wenige menschliche Darstellungen (weibliches Schamdreieck, Handabdrücke, eine Kinderfußspur, eine Mensch-Tier-Darstellung (Wisent-Oberkörper auf Frauen-Unterkörper). Zudem ist ein Höhlenbär-Schädel altarartig in der Höhle platziert worden. - Vgl. [Petra Kieselbach](#) "Zeitreise in die Kulturgeschichte der Menschheit", in Ztschr. "Nationalpark" 1/2017

⁷⁰ Nur ganz wenige Bilder zeigen einzelne Tiere, die offenbar von einem "Pfeil" getroffen werden.

⁷¹ Diese Anpassungen bestätigen die These von der Diskontinuität bzw. Nichtlinearität der kulturellen Entwicklung. Dazu passt, dass nach einhelliger (?) Expertenmeinung die älteren Höhlenmalereien (z. B. Chauvet) künstlerisch anspruchsvoller sind als die jüngeren (z. B. Lascaux).

Kunst ist Bestandteil von Ritualen und Kulturen

Alle frühen Kunstobjekte (Malereien, Figurinen, Gravuren, Flöten usw.) sind mit hoher Wahrscheinlichkeit Bestandteil von Ritualen bzw. Zeremonien. Dafür werden sie hergestellt. Sie haben eine kultische Bedeutung und damit eine die Gemeinschaft verbindende und stabilisierende Funktion. Diese Behauptung schließt nicht aus, dass künstlerisches Schaffen im weiteren Verlauf der Menschheitsgeschichte zunehmend Ausdruck individueller Kreativität und der Freude an ästhetischer Darstellung wird.

Andere Kunstobjekte sollen als Amulette und magische Objekte den Trägern oder der Gruppe Schutz vor bösen Kräften bieten oder die Unterstützung der Ahnen oder Naturgeister sichern. Sie sind nicht unbedingt Bestandteil spezieller Rituale, sondern werden dauerhaft getragen oder aufgestellt. Das gilt u.a. für sog. Schmuckobjekte (z. B. Halsketten, Ohr-, Nasen- und Haarschmuck), aber auch für "Totempfähle" und Holzskulpturen, die vor oder in Behausungen platziert werden, und für vielerorts altarartig aufgestellte präparierte Schädel.

Für Körperschmuck und Körperbemalung (inkl. Tätowierung und Ziernarben) dürfte es also (über die „rein ästhetische“ hinaus) eine magisch-rituelle Funktion gegeben haben, die auf soziale Zugehörigkeit und gemeinsame Abstammung verweist und den Schutz der Ahnen sichert. (Zusätzlich kennzeichnet sie oft noch den sozialen Status.)⁷² Auch bei den Verzierungen von Waffen und Geräten handelt es sich primär um magische Zeichen und weniger um die Markierung individueller Ansprüche oder um "Verschönerungen".⁷³

Ich vertrete bzw. unterstütze also die These, dass alle bedeutenden (universell verbreiteten) Ausdrucksformen künstlerischen Schaffens ursprünglich enge Bezüge zu Ritualen haben und Bestandteil von Kulturen sind bzw. eine magische Bedeutung haben: als Suche nach Schutz und Hilfe durch höherer Mächte (z. B. durch die Ahnen bzw. Naturgeister), als Beschwörung und Stärkung des „Wir“, der gemeinsamen Abstammung und Zukunft. Die Verstorbenen, die Ahnen, bleiben über Kunst und Kult rituell in die Gemeinschaften eingebunden.⁷⁴

Dass Kunst, Musik, Tanz ursprünglich im Zusammenhang mit Ritualen und Festen stehen, betont auch Hermann Parzinger.⁷⁵ Er verweist darauf, dass z. B. die verbreiteten kleinen Skulpturen (sog. "Venus-Figurinen") häufig „absichtlich“ zerbrochen und dann „begraben“ worden sind; ein klarer Hinweis auf Rituale. Auch Parzinger sieht in Ritualen

⁷² Tätowierungen finden sich z. B. auch beim sog. Gletschermann „Ötzi“ (ca. 5.250 v. h.).

Körperbemalungen oder Ziernarben (Skarifizierungen) sind weltweit bei allen Völkern verbreitet. Sie sind Ausdruck der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gemeinschaft oder Volksgruppe und kennzeichnen darüber hinaus den sozialen Status (als „Erwachsener“, als erfolgreicher Jäger, als Mitglied eines bestimmten Clans usw.).

⁷³ Die archaischen Sozietäten haben vermutlich auch alle wichtigen Gebrauchsgegenstände wie Waffen, Werkzeuge, Gefäße, Kleidung usw. mit "künstlerischen" Symbolen (besser: magischen Zeichen) versehen.

⁷⁴ Über die Ausstellung "Der Tanz der Ahnen" zur Kunst der Sepik-Völker (Neuguinea) 2015 im Berliner Martin-Gropius-Bau schreibt Sabine Vogel in der FR (27.05.2015): "So unterschiedlich wie die hunderte von Sprachen der am Fluss lebenden Stämme sind auch ihre Rituale und Kunstobjekte. Alle jedoch glauben an die Ahnen, die den Flusslauf, seine Ufer, die Fische darin und alle anderen Geschöpfe des tropischen Waldes, ja, die ganze Welt erschaffen haben. Den Ahnen wird mit Tänzen aufwendig kostümierter Männer gehuldigt, sie sind in einem Kosmos aus Skulpturen, Musikinstrumenten, Erzählungen, Architekturpfosten, Orten, Pflanzen, Tieren und Felsen erfasst, selbst noch in den elaboriert gestalteten Haushaltsgegenständen sind sie allgegenwärtig."

⁷⁵ Hermann Parzinger, "Die Kinder des Prometheus.", S. 62, S. 75 f., S. 124 f.

den Versuch, Unbegreifliches verstehbar und beeinflussbar zu machen. „Kunst“ verbindet die Menschen über die Rituale mit den übernatürlichen Kräften und verleiht den Gemeinschaften auf diese Weise Sicherheit und Zusammenhalt.

Für Tanz, Musik und Gesang, diese drei bilden ohnehin in vielen Kulturen eine Einheit, und auch für Malerei und Plastik (vgl. Höhlenmalerei, sog. Venus-Figurinen, Tierplastiken) scheint mir der Bezug zum Kult offensichtlich; aber auch szenisches Darstellen und Theater, Mythos und Erzählkunst usw. dürften ursprünglich direkte Bezüge zum Ritus bzw. zu institutionalisierten rituellen Handlungen gehabt haben.⁷⁶

Kurz: Der Ursprung aller Kunst im Kult scheint mir evident; auch wenn diese Hypothese sicher noch ausführlicher zu belegen wäre.

Zumindest teilweise gilt das auch für die Ursprünge der Schrift bzw. des Alphabets. Hier sei nur kurz auf die Orakelfunktion der Buchstaben („Runenstäbchen“) bei den Germanen hingewiesen und auf die Buchstaben des alten irischen Alphabets, die nach Bäumen benannt sind und kultische Bedeutung gehabt haben. Auch für die umstrittene „Schrift“ der sog. Donau-Zivilisation⁷⁷ wird vom Linguisten H. Haarmann eine rituelle Funktion angenommen. Die frühe mesopotamische Keilschrift, die zum einen aus zweckrationalen Funktionen im Warentausch entsteht, zum anderen aber auch zur Abfassung kultischer Texte dient, verweist auf die o.g. Ambivalenz menschlichen Denkens und Handelns: das Nebeneinander und Miteinander von zweckrationalen und magisch-rituellen Strategien der Daseinsbewältigung.⁷⁸

Zum Zusammenhang von Ritualen, Religion und Kunst

Im Umgang mit unbegreiflichen Erfahrungen von Kontingenz und der Endlichkeit der Existenz entwickeln Menschen Rituale, magisch-religiöse Vorstellungen und Zeremonien und damit verbunden künstlerische Formen der Sinnstiftung und der Bewältigung von Ängsten. Diese kultisch-religiösen und künstlerischen Ausdrucksformen sind zunächst an die jeweilige Gemeinschaft gebunden und für diese konstitutiv. Jede Gemeinschaft pflegt „ihre“ Kulte und entwickelt eigene Mythen, religiöse Erzählungen, Regeln und Tabus sowie eigene künstlerische Zeichen und Ausdrucksformen.

Religion, Kulte und Kunst sind also ursprünglich Versuche, den Schutz der Ahnen und höheren Mächte rituell zu sichern und die Gemeinschaft so zusammenzuhalten und zu stabilisieren.

Die Rituale selbst lassen sich als frühe Form von Kunst bzw. künstlerischer Gestaltung verstehen. Rituale und Kunst sind einerseits der Versuch, gestalterisch und zugleich magisch Struktur und Ordnung zu schaffen in einer Welt, in der immer wieder

⁷⁶ So liegen z. B. die Vorformen des griechischen Theaters ganz offensichtlich in Chorliedern und Tänzern, die Bestandteil kultischer Handlungen – z. B. des Dionysoskults – sind.

⁷⁷ Harald Haarmann, „Geschichte der Sintflut“; vgl. <http://de.wikipedia.org/wiki/Donauzivilisation>

⁷⁸ Auch für die Erfindung der Alphabetschrift durch zuvor schriftlose Kanaanäer zu Beginn des 2. Jahrtausends v. Chr. wird eine primär sakrale Funktion bzw. Anwendung angenommen. Der Ägyptologe Ludwig D. Morenz („Ägypten und die Geburt der Alphabetschrift“, 2016) verortet sie im Türkis-Abbauegebiet Serabit-el-Chadim im südwestlichen Sinai. Dabei wird der Buchstabe "A" offenbar aus der ägyptischen Rinderkopf-Hieroglyphe abgeleitet, die in jener Zeit mit der rinderköpfigen Göttin Hathor assoziiert ist. Schrift dient in erster Linie der Markierung von Weihegaben mit Götter- und/oder Spendernamen und sakralen Formeln. Schrift ist zugleich Ausdruck kultureller Identität: Mit der neuen Schrift identifizieren sich die Kanaanäer in Serabit als eigene Gemeinschaft in Abgrenzung zu den ebenfalls vor Ort lebenden Ägyptern.

Unbegreifliches und Unvorhersehbares geschieht, andererseits das Bemühen, die Kontaktsuche zu den schicksalsbestimmenden Mächten sinnlich ("ästhetisch") aufzuladen und so wirkungsvoller und beeindruckender zu gestalten. Bewusste, magische Formgebung und gesteigerte sinnliche Expressivität prägen die Anfänge der Kunst.⁷⁹

Mit der Auflösung des „archaischen Wir“ gewinnen Kulte und Kunst aber eine eigene Dynamik, verselbständigen sich, verlieren oder erweitern ihre ursprüngliche Funktion und dienen z. B. dann der Verherrlichung oder gar Apotheose (Vergöttlichung) von Herrschern und der Stabilisierung von gesellschaftlicher Gewalt und Unterdrückung.⁸⁰

Bis heute sind – trotz „Aufklärung“ und „wissenschaftlich-technologischer Revolution“ – magisch-religiöse Weltdeutungen präsent und von erheblichem Einfluss. Religiöser Fanatismus führt zu kaum vorstellbaren Gräueln: eine ständige Quelle der Unmenschlichkeit. Andererseits wird die „ganzheitliche Sicht“ religiöser oder künstlerisch-kreativer Weltdeutung vielfach als Hoffnungsträger für eine Humanisierung wahrgenommen.

Im Umgang mit Kontingenz bleibt ein Spannungsverhältnis zwischen magisch-religiösem Denken, das die Wirklichkeit transzendiert und an die jeweilige Gemeinschaft gebunden ist, und einer Rationalität (Zweckrationalität, später: Wissenschaftlichkeit), die strikten Realitätssinn fordert und Weltoffenheit beinhaltet.

Zwischenresümee:

Der Mensch entwickelt sich (evolutionsbiologisch) als ein „Wir“ mit ausgeprägter Kooperations- und Gemeinsinnorientierung. Nur als eng zusammenhaltende und emotional verbundene Gemeinschaft können die kleinen Jäger-und-Sammler-Sozietäten das Überleben sichern: durch kooperative Gruppenjagd und Gruppenverteidigung, wechselseitige Hilfe und Unterstützung.

In der Nahrungsteilung wird das Wir gefestigt und zelebriert; sie sichert den inneren Frieden (Harmonie), demonstriert die Zugehörigkeit der Einzelnen zur Gemeinschaft (Zusammenhalt) und befriedigt so auch existenzielle Bedürfnisse nach Sicherheit und Gerechtigkeit.

Sprache, Empathie und Altruismus konstituieren und "tragen" das Wir, ebenso gemeinsame Rituale zur Bewältigung von Kontingenz. Religion (religiöse Kulte, Mythen, Regeln und Tabus) sowie Kunst festigen den internen Zusammenhalt und sichern die Unterstützung durch höhere Mächte bzw. die Ahnen. Aber dieses „Wir“ bezieht sich nicht auf die Menschheit, sondern primär oder ausschließlich auf die eigene Lebensgemeinschaft, in die der/die einzelne hineingeboren wird und die die eigene Existenz sichert. Allerdings können auch andere Menschen ("Fremde") in dieses "Wir" integriert werden.

⁷⁹ Formgebung mit magischer Bedeutung, also mit einer erhofften "Zauberwirkung", zeigt sich in geometrischen Zeichen, in Punkt-, Linien-, Kreuz-, Schlangen- oder Spiralförmigkeiten, aber auch in überdimensionierten Körperteilen (Phallus, Vulva, Brüste, Augen usw.) und in schematisierten figuralen Darstellungen. Die expressive Seite kommt u.a. in Farben, Klangproduktionen (Trommeln, Rasseln), Tänzen und Gesängen zum Ausdruck. Fast immer verbinden sich Formgebung und Expressivität.

⁸⁰ Den Funktionswandel von Religion bzw. von Kunst im Verlauf der Menschheitsgeschichte zu analysieren, ist außerordentlich reizvoll, von mir aber nicht annähernd zu leisten. Ich konzentriere mich hier lediglich auf die Anfänge.

So sind zentrale Elemente dessen, was wir heute mit „Humanität“ verbinden (Kooperation und Gemeinsinn, Teilen, Gerechtigkeit, Verständigungs- und Empathiefähigkeit, altruistische Werte, die Menschen verbindende Kunst und Religion) von vornherein mit einer Ambivalenz bzw. mit konflikträchtigen ethnozentrischen oder kulturspezifischen Grenzen behaftet.

Daneben besteht weiterhin ein „Primatenerbe“ in den biologisch fundamentalen Verhaltensbereichen Aggressivität, Sexualität und Rangordnung (inkl. Territorialität). In den folgenden drei Abschnitten soll angedeutet werden, wie sich dieses Erbe in die Gemeinsinnorientierung einbindet, ebenfalls durchaus nicht spannungsfrei.

Kapitel 5 Zur Aggressivität des Menschen

Eine grundsätzliche Aggressionsbereitschaft und -fähigkeit des Menschen – zugespitzt: eine mitunter rücksichts- und teilnahmslose, ja brutale Gewaltbereitschaft – ist wohl kaum zu bestreiten. Sie scheint dermaßen verbreitet und erschreckend normal zu sein, dass viele dem berühmten Satz von Thomas Hobbes vermutlich spontan zustimmen werden: „*Homo homini lupus est*“ („Der Mensch ist des Menschen Wolf“), auch wenn das damit Gemeinte den Wölfen zweifellos Unrecht tut.⁸¹

Tötungsbereitschaft und -fähigkeit

Die Frühmenschen der Gattung Homo zeichnen sich durch Einsatz von selbstgefertigten Werkzeugen und Waffen (Steine, Stöcke, Faustkeile, Speere usw.) aus – bei gleichzeitiger Reduzierung der bei Primaten sonst als „Waffe“ eingesetzten Eckzähne. Waffen gehören vermutlich zur Grundausrüstung des Menschen seit den Anfängen vor rund 3 Mio. Jahren. Sie dienen zunächst primär der Jagd bzw. dem Nahrungserwerb (Aufbrechen von Knochen, Zerschneiden von Tierkadavern usw.) und der Verteidigung (z. B. gegen Raubtiere), können aber natürlich auch gegen andere Menschen eingesetzt werden.

Die Jagd auf große oder kleine Beutetiere als eine vermutlich zentrale Überlebensstrategie der frühen Jäger-und-Sammler-Gruppen und die Angriff- bzw. Flucht-Reaktionen auf „Fressfeinde“ (Raubtiere) sind in diesem Textabschnitt aber nicht gemeint. Es lässt sich darüber streiten, ob im Jagdverhalten des „Raubtieres“ Mensch eine Aggressionsbereitschaft zum Ausdruck kommt. Aggressivitätsabfuhr ist beim Jäger wohl eher nicht das Leitmotiv, in der Jagd zeigt sich aber zumindest eine tief verankerte Tötungsbereitschaft und -fähigkeit. Diese zeigen die frühen Gemeinschaften des Menschen auch gegenüber Raubtieren bzw. anderen potentiell gefährlichen Lebewesen.

Ich halte es als relativ gesichert, dass die frühen Sapiens-Einwanderer nach Australien, Neuseeland, Amerika, Madagaskar u.a. für die dortige Ausrottung eines erheblichen Teils der sog. Megafauna (d.h. der großen Vögel oder Säugetiere) verantwortlich sind („Overkill-Hypothese“), auch wenn manche Jagdfreunde das noch in Zweifel ziehen und auf Klimaänderungen verweisen. Neuere Befunde bestätigen aber: Schon unsere frühen Vorfahren haben offenbar in neu besiedelten Gebieten zahlreiche Arten der Megafauna ausgerottet, sind zumindest maßgeblich daran beteiligt.⁸²

In diesem Text wird das komplexe Phänomen der Aggressivität primär bezogen auf andere Menschen bzw. Menschengruppen diskutiert bzw. fokussiert auf einige Aspekte sozialer Aggressivität.

Feindvermeidung als Überlebensprinzip

Ich gehe nun von der zunächst vermutlich irritierend klingenden These aus, dass die Aggressionsbereitschaft gegenüber anderen Menschen ursprünglich vor allem eine die

⁸¹ „**Homo homini lupus est.**“: Das berühmte Zitat stammt ursprünglich vom römischen Komödiendichter Plautus. Thomas Hobbes verwendet es in einer Widmung zu seinem Werk „*De Cive*“ (1642). Er bezieht es eigentlich „nur“ auf die kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Staaten.

⁸² vgl. Y. N. Harari, S. 88 ff. sowie u.a. die Studie von Lewis Bartlett, e-Science News „*Humans responsible for demise of gigantic ancient mammals*“ 13.08.15. Auch neue Studien (von Sander van der Kaars u.a.) zum "plötzlichen Verschwinden" der australischen Megafauna zwischen 47.000 und 43.000 J. v. h. deuten klar auf einen Zusammenhang hin mit der vor ca. 50.000 Jahren erfolgten Einwanderung des *H. sapiens*. (FR 31.01.2017). Allerdings gibt es neuerdings Hinweise, dass die ersten Menschen schon vor mehr als 60.000 Jahren nach Australien gelangen.

eigene Gemeinschaft schützende und stabilisierende Funktion hat. Auch wenn mir klar ist, dass Aggressivität ein weit komplexeres Phänomen ist und insbesondere in ihren brutalen und grausamen Formen auch mit schweren frühkindlichen Traumatisierungen in Zusammenhang steht, würde ich diesen Gedanken gern weiterverfolgen; die Argumentation ist sicher mitunter heikel.

Der biologische Kern der Aggressivität ist m. E. die Selbsterhaltung des Individuums bzw. der Gemeinschaft, beim Menschen also des „Wir“. Zur Existenzsicherung gehört „Feindvermeidung“, nach Ansicht des Psychoanalytikers Rudolf Bilz⁸³ „*oberstes biologisches Prinzip im Überlebenskampf aller tierischer Lebewesen*“, auch des Menschen. Dabei können Flucht- bzw. Aggressionstendenzen individuell und kulturell sehr unterschiedlich angelegt und entwickelt sein. Auch die frühen Sozietäten haben, ebenso wie sog. Naturvölker aus unserer Zeit, vermutlich bei Bedrohung oder Gefahr sehr unterschiedliche Verhaltensmuster entwickelt: Es gibt eher aggressiv auftretenden Gemeinschaften, während andere eher vorsichtig und fluchtbereit reagieren, sicher stets abhängig von bisherigen Erfahrungen, den Lebensumständen und der aktuellen Situation. So haben sich z. B. die eher friedlich auftretenden Gruppen der sog. San („Buschmänner“) in Südafrika in die Kalahari zurückgezogen, während viele eher kriegerisch auftretende Papuavölker ohne Ausweichmöglichkeiten in Tälern oder auf Hochebenen in Neuguinea im Dauerstreit mit ihren verfeindeten Nachbarn leben.

Alle Sozietäten zeigen eine entsprechende Wachsamkeit sowie Aggressions- oder Fluchtbereitschaft in erster Linie gegenüber potentiellen „Fressfeinden“ (z. B. Raubtieren) und gegenüber „Fremdfeinden“, also gegenüber anderen (fremden) Menschengruppen, insbesondere wenn ihr Auftreten als uneindeutig, unfreundlich oder gar bedrohlich wahrgenommen wird.

Auch wenn viele Begegnungen der frühen Menschengruppen „friedlich“ verlaufen sein dürften, sind doch auch Überfälle auf andere Gruppen nicht auszuschließen. Insofern hat es einen friedlichen Urzustand wohl nie gegeben; allerdings auch kein ständiges Hauen und Stechen. Die frühen Menschengruppen sind sich wohl zumeist aus dem Weg gegangen, auch um keine eigenen Opfer zu riskieren; gelegentlich haben sie sich mit Nachbargruppen bzw. verwandten Sozietäten zu gemeinsamen Jagdzügen oder Kultfeiern zusammengeschlossen. Diese grundsätzliche Offenheit und Kontaktbereitschaft ist unter Primaten einzigartig.

Morde und Überfälle auch bei unseren Vorfahren

Es gibt aber auch etliche Indizien dafür, dass die frühen Menschen, ähnlich wie Schimpansen, hin und wieder gezielt Artgenossen töten bzw. andere Gruppen überfallen. So zeigen etliche paläolithische Skelettfunde Anzeichen von Gewalteinwirkung und Tötung durch andere Menschen – zum Teil auch Hinweise auf (vermutlich rituellen) Kannibalismus. Kannibalismus dient vermutlich häufig, aber nicht nur, der rituellen „Einverleibung“ der Kraft des Opfers. Die überlieferten kulturellen Praktiken sind erstaunlich vielfältig, die Deutungen bei fossilen Funden sind aber häufig sehr umstritten.⁸⁴ Bei einem 430.000 J. alten Fossil (*Homo heidelbergensis*) aus der Sima de

⁸³ Rudolf Bilz, *Wie frei ist der Mensch? Paläoanthropologie Bd.1*“

⁸⁴ Marylene Patou-Mathis, Forschungsdirektorin am Le Centre National de la Recherche Scientifique in Paris, weist daraufhin, dass Verletzungsspuren an etlichen Fossilien auch von (Jagd-)Unfällen oder sekundär von Raubtieren herrühren können; die Todesursachen und Todesumstände seien nach so langer Zeit in vielen Fällen kaum sicher zu rekonstruieren.

los Huesos-Höhle in Nord-Spanien deuten allerdings alle Spuren auf eine Ermordung hin.⁸⁵

Anlass für Totschlag oder Überfälle können konkrete Konflikte um Ressourcen (Nahrungsquellen, Lagerplätze u.a.) bzw. Frauen- und Kinderraub oder auch magisch-rituelle Vorstellungen (z. B. Menschenopfer) sein. Kollektive Gewalt ist erstmals vor 13.000 Jahren nachweisbar (Niltal, „Friedhof 117“, Jehebel Sahaba) mit 59 getöteten Männern, Frauen, Kindern, die ganz offensichtlich Opfer eines Überfalls sind. Dieser wird von einigen Forschern etwas voreilig und dramatisch als „erster Rassenkrieg“ bezeichnet, da die Opfer eventuell zu den Vorfahren späterer schwarzafrikanischer Völker gehören. Anlass könnte ein Konflikt um Ressourcen in einer Dürrephase gewesen sein. Bei einem anderen Überfall, dem sog. Nataruk-Massaker, werden vor 10.000 Jahren 27 Mitglieder einer Jäger+Sammler-Gruppe, darunter Frauen und Kinder, erschlagen oder ermordet und unbeerdigt am Ufer einer Lagune (Lake Turkana, Kenya) liegen gelassen.⁸⁶

In Mitteleuropa kommt es am Ende der Linearbandkeramik (ca. 7.000 v. h.), also im mittleren Neolithikum, vermutlich in Zusammenhang mit Dürreperioden zu mehreren Massakern, bei denen ganze Dorfgemeinschaften ausgelöscht werden (z. B. Talheim/Baden-Württemberg Schöneck-Kilianstädten/Hessen). Dabei werden die jüngeren Frauen offenbar verschont und gekidnappt. Es hat also zumindest hin und wieder Überfälle und Morde auch bei unseren frühen Vorfahren gegeben, auch wenn sich die genauen Zusammenhänge natürlich nicht mehr rekonstruieren lassen.

Fremde und Feinde

Grundsätzlich zeigen Menschen eine gewisse Vorsicht und emotionale Distanz gegenüber allen, die nicht zur eigenen Gruppe gehören (vgl. auch die Abschnitte über Empathie und Altruismus sowie die Anmerkungen zum Ethnozentrismus). Wer nicht Mitglied der eigenen Gemeinschaft (Sprach- und Kultgemeinschaft) ist, wird meist als „fremd“ oder „andersartig“ wahrgenommen. Diese emotionale Distanz ist oft verbunden mit einer latenten Aggressionsbereitschaft. Wie leicht diese Aggressionsbereitschaft in manifeste Aggression gegen „die Fremden“ umschlagen kann, zeigt die Geschichte der Menschheit in ungezählten Beispielen.

Die weit verbreitete, beeindruckende Gastfreundschaft vieler Gemeinschaften oder die z. B. bei Indigenen oft zu beobachtende freundliche Neugier gegenüber Fremden relativiert diese Aussage zwar; solche Formen der fehlenden Scheu, der Offenheit und Zugewandtheit sind aber i. d. R. gebunden an eine nicht als bedrohlich empfundene Situation (z. B. nur einzelne oder wenige „Fremde“ erscheinen), an positive bisherige Erfahrungen mit „Fremden“ bzw. an eine in der Gemeinschaft verankerte Werthaltung der Gastfreundschaft. Ein schönes Beispiel ist die im Herbst 2015 vielerorts gelebte „Willkommenskultur“ für Flüchtlinge aus Bürgerkriegsgebieten (Syrien, Irak u.a.) in Deutschland, die von weiten Teilen der Öffentlichkeit und auch von (etlichen) politischen Verantwortlichen unterstützt wird. Wichtig ist dabei die öffentliche Meinungsführerschaft über die in unsere Gesellschaft geltenden Werte. Die auch medial

⁸⁵ Mögliche oder wahrscheinliche Kannibalismus-Beispiele bei archaischen oder rezenten Kulturen finden sich auf der Wikipedia-Seite zu Kannibalismus. Dort werden auch entsprechende Indikatoren an fossilen Knochen oder Schädeln genannt. Kannibalismus-Hinweise liegen auch von Neandertalern vor. (vgl. <https://de.wikipedia.org/wiki/Kannibalismus> und e-Science News, May 27, 2015)

⁸⁶ vgl. e-Science News „*Evidence of a prehistoric massacre extends the history of warfare*“, 2016-01-20

stark unterstützte Willkommenskultur kann so latente Abwehrhaltungen relativieren, wenn auch nicht die manifeste, aggressive Fremdenfeindlichkeit in Teilen der Bevölkerung verhindern.⁸⁷

Zu „Feinden“ werden andere fremde Menschen oder Menschengruppen vermutlich erst dann, wenn sie real oder vermeintlich in eine konflikthafte Konkurrenz um Ressourcen, Territorien oder Sexualpartner geraten und dadurch oder durch Angriffe oder Überfälle als Bedrohung erlebt werden. Fast alle indigenen Völker können von „Feinden“ berichten, von denen sie sich seit langer Zeit existenziell bedroht fühlen und denen sie alle möglichen Untaten und negative Eigenschaften nachsagen, oft in wild zusammenphantasierten Geschichten: sie seien Menschenfresser, Dämonen oder missgestaltete Ungeheuer. Das Wort „Feind“ leitet sich etymologisch aus ahd. „fiant“ = Hass ab. Feinde werden gehasst und gefürchtet – und wenn es möglich ist, unerbittlich bekämpft.

In der Behandlung „der Feinde“, also besiegter Stämme, Völker oder Staaten, in ethnischen Vertreibungen, Versklavungen oder Völkermorden zeigt sich häufig die ganze Erbarmungslosigkeit des Menschen. Die Reaktionsmuster sind ähnlich und universell: „Den anderen“, denen, die nicht „zu uns gehören“, wird dann der Status als Mitmensch abgesprochen. Sie werden häufig als „Primitive“, oder als „Ungeziefer“ diskriminiert oder als „Unmenschen“, potenzielle Kriminelle bzw. Mörder dämonisiert. Allerdings sind solche Reaktionsmuster nicht einfach angeboren, vielmehr zeigt sich hier eine unter bestimmten gesellschaftlichen Verhältnissen entfesselte und systematisch geförderte und geforderte Verhaltensbereitschaft.⁸⁸ „Externe Gruppenfeinde“ werden also entweder als extrem bedrohliche „Monster“, als gefährliche „Konkurrenten“ oder als verachtete „Opfer“ oder "Minderwertige" wahrgenommen – und aus der Gemeinschaft der Menschen ausgeschlossen.

Eine Ausgrenzungs- und letztlich Tötungsbereitschaft gegenüber etikettierten „Gruppenfeinden“ zeigen auch in unserer Zeit viele, ansonsten sehr heterogene „Gemeinschaften“ (Sekten, fanatische Fußballfanclubs, kriminelle Banden, terroristische Gruppierungen usw.). Die latent vorhandene Aggressivität gegen den „Gruppenfeind“ kann dann in konkreten Situationen auf Befehl des Anführers, aus einem Gefühl der Verpflichtung heraus („Ehre“) oder in einer sich aufheizenden, ansteckenden Lynchstimmung der Gruppe oder Masse zum Ausbruch kommen.

Interne Gruppenfeinde: Abweichler, Abtrünnige, "Verräter"

Eine Aggressionsbereitschaft besteht aber auch gegenüber Mitgliedern der eigenen Gemeinschaft bei „nicht-konformem“ (d.h. hier: den sozialen Zusammenhalt möglicherweise gefährdenden) Verhalten, wenn wichtige Rituale oder Konventionen der Gemeinschaft ignoriert oder verletzt werden: Wer den sozialen Zusammenhalt gefährdet oder auch nur stört oder zu stören scheint, wird zurechtgewiesen oder bestraft. Andersartigkeit oder Nichtkonformität geraten also leicht in den Verdacht des „Asozialen“. Hier liegt eine der Ursachen für die bis heute zu beobachtende, geradezu zwanghafte Tendenz, ungewöhnliches Aussehen, unkonventionelles Verhalten und

⁸⁷ Diese Aussagen, geschrieben im Herbst 2015, müsste ich im Lichte der weiteren Entwicklungen sicher differenzieren, ich lasse sie dennoch als "Erinnerung" stehen.

⁸⁸ Ich wiederhole noch einmal, dass ich mit dem Begriff "Bereitschaft" bestimmte neurale Verknüpfungen meine, die embryonal oder frühkindlich angelegt („vorgespurt“) werden und dann erfahrungs- bzw. lernabhängig verstärkt oder gelockert oder neu verknüpft werden können.

abweichende Einstellungen innerhalb von Sozietäten abzulehnen oder zu brandmarken. Auch unverschuldete Krankheiten, Behinderungen oder Vergewaltigungen können zu Ausgrenzungsreaktionen führen, durch die die Betroffenen wie „Aussätzige“ behandelt werden.

Der Psychoanalytiker Rudolf Bilz spricht in dem Zusammenhang von „Anstoß-Aggressivität“ bzw. „Mobbing“. Er nennt diese Erlebnis- und Reaktionsbereitschaft ein „Biologisches Radikal“, um auf eine evolutionsbiologische Verankerung zu verweisen; allerdings tritt „Mobbing“ bereits weit unterhalb der Schwelle einer „Gefährdung der Gemeinschaft“ auf und gefährdet nicht selten selbst den sozialen Zusammenhalt. Wie und warum auch immer Mobbing von einzelnen ausgelöst wird, es richtet sich auf vermeintlich „Abweichendes“ beim Opfer und mobilisiert eine aggressive Gruppenreaktion, der sich etliche Gruppenmitglieder aber wohl nur anschließen, um nicht selbst zum Opfer zu werden. Aggressives Mobbing kann „unmenschliche“ Züge annehmen und bekanntlich Menschen in den Tod treiben.

Selbstverständlich sind auch diese Reaktionsmuster beeinflusst und geformt von kulturellen Traditionen, sozialen Erfahrungen und biografischen Prägungen. Heute, in Zeiten einer Individualisierung, wird Andersartigkeit aber auch bewusst inszeniert und in weiten Teilen der Bevölkerung auch akzeptiert. (Dazu mehr im Teil II der Studie.)

Innerhalb vieler indigener Gemeinschaften wird Aggression möglichst vermieden; soziale Harmonie hat einen hohen Stellenwert. Das Tötungsverbot (ursprünglich nur bezogen auf Mitglieder der eigenen Gemeinschaft!) ist in allen Sozietäten und Kulturen verankert und wird nur in kontrollierten Ausnahmen aufgehoben, zum Beispiel als rituelle Tötung im Rahmen eines Opfers oder als Strafe für ein schweres Vergehen. Dennoch: Verhalten einzelner, das den Gruppenzusammenhalt gefährden könnte, wird in der Regel beanstandet oder erfährt häufig aggressive Reaktionen der Gruppenmitglieder.

Unerbittlich aggressiv und mit Hassgefühlen reagieren Menschengruppen auf den sog. „Verrat“, den ein Gruppenmitglied real oder vermeintlich begeht, indem es die Gruppe „im Stich lässt“ (d.h. den Stichen eines Feindes ausliefert!?) bzw. mit dem „Feind“ paktiert. „Verrat“ ist wohl in allen Kulturen eines der schwersten Vergehen. Als Verräter gelten auch „Abtrünnige“, die eine Gemeinschaft (z. B. eine Sekte) verlassen wollen. Auch sie lassen die Gemeinschaft (aus deren Perspektive) „im Stich“. Die „interne Gruppenaggressivität“ kann sich also gegen „Abweichler“, „Abtrünnige“ oder „Verräter“ richten – und in dieser Reihenfolge an Unerbittlichkeit zunehmen.

Spontane oder sehr heftige Aggressivität kann den Zusammenhalt der Gemeinschaft gefährden, daher entwickeln die Sozietäten Kontrollmechanismen und Beruhigungsstrategien. Innerhalb der archaischen Gemeinschaften entstehen im Verlauf der biologischen und kulturellen Entwicklung „Ventile“ (z. B. in Form von Auslachen, von Spott oder Witz) und später auch Regelungen und Institutionen (z. B. Wettkampfrituale, Streitschlichtung, Gerichte), um die Gemeinsinnorientierung nicht durch spontane aggressive Impulse und Konflikte zu gefährden. Die Balance ist oft heikel, da in den Gruppenreaktionen und in den Sanktionen selbst ein aggressives, für den Zusammenhalt der Sozietät mitunter zerstörerisches Element liegt.

"Du bist kein Mensch!"

Die Aggressionsbereitschaft in den archaischen Gemeinschaften ist also vor allem – natürlich nicht nur! – interne und externe „Feindabwehr“. Sie kann mit heftigen, emotional fundierten Ausgrenzungs-Etikettierungen einhergehen: Du gehörst nicht zu

uns! Du bist unser Feind! – und weiter gesteigert bis zu: Du bist kein Mensch! Du bist ein Tier! Du bist Ungeziefer! Du verdienst den Tod!

Solche Etikettierungen werden erschreckend schnell und erbarmungslos vorgenommen. Sie gehören zu den furchtbarsten Eigenschaften des Menschen. Auch "Verfechter der Menschlichkeit" sind nicht frei davon, wenn sie mit Beispielen brutaler „Unmenschlichkeit“ (z. B. durch KZ-Schergen, Foltersadisten usw.) konfrontiert werden.⁸⁹ Die "Entmenschlichung" des anderen rechtfertigt sozusagen die eigene Aggressivität bis hin zur Tötungsbereitschaft. Diese Reaktionsmuster sind leider universell verbreitet und extrem virulent. Selbst in banalen alltäglichen Streitsituationen sind Menschen verbal schnell dabei, dem Kontrahenten den Mensch-Status abzuspochen. Beleidigungen und Beschimpfungen als Tier (Schwein, Sau, Kuh, Ratte, Wanze, Zecke usw.) sind gang und gäbe. Unvergleichlich schlimmer sind Pogrome, nicht selten aus politischen Motiven angestachelt, in denen Gegner oder Minderheiten "entmenschlicht" und oft skrupellos verfolgt und ermordet werden.

Zur Gewaltbereitschaft der Männer

Auch andere archaische Formen der Aggressivität, die z. B. eher auf Rangordnung (Herrschaft) und Rivalität bzw. auf Durchsetzung von sexuellen und anderen individuellen Vorrechten zielen, sind in allen Primatengruppen vorhanden, also auch beim Menschen; sie werden aber im „archaischen Wir“ zunächst eher „gebändigt“ und erst mit der Auflösung und Erweiterung der frühen Gemeinschaften „entfesselt“: als individuelle Aggression zur Erlangung von Macht, Reichtum, Privilegien usw. bzw. zur Befriedigung von narzisstischen Größenphantasien.

Als das „archaische Wir“ zerbricht (vgl. Teil II „Vom WIR zum ICH“), zerfasern auch verlässliche soziale Bindungen. Belastende oder traumatisierende Sozialisationsbedingungen werden häufiger. Die neuen Lebensumstände in den sog. Zivilisationen, in denen gesellschaftliche Hierarchien und patriarchalische Strukturen entstehen und mit Gewalt und Terror aufrecht erhalten werden und in denen Krieg zum Alltag wird, fördern die physische Gewaltbereitschaft – insbesondere bei Männern. Nun gewinnt die menschliche Aggressivität eine schreckliche und oft unfassbare Dimension: als Gewalt gegen Sklaven, Frauen und Minderheiten, in Form barbarischer Strafen und Foltermethoden usw.

Die männliche Gewaltbereitschaft bei der "Feindabwehr" gehört zum Primatenerbe. Bei nichtmenschlichen Primaten übernehmen in der Regel die Männchen die Verteidigung der Gruppe. Sie sind zumeist größer und kräftiger, haben vergrößerte (obere) Eckzähne, die als Waffe eingesetzt werden können, und zeigen eine erhöhte Aggressivität. Ich vermute, dass auch beim frühen Menschen vor allem "bewaffnete Männer" die eigene Gruppe schützen und ggf. – z. B. wenn es keine Fluchtoption gibt – verteidigen.

Die heutige Gewaltbereitschaft von in Gruppen auftretenden männlichen Jugendlichen und jungen Männern verdient in diesem Zusammenhang eine besondere Betrachtung. Vor dem Hintergrund von Arbeits- und Perspektivlosigkeit suchen viele männliche Jugendliche bzw. junge Männer nach festen Gruppenbindungen, ggf. auch nach Orientierung und Lebenssinn, vor allem aber nach Möglichkeiten, eigene erlebte Demütigungen und Erfolglosigkeit aggressiv und eingebunden in eine verlässliche Gruppe ("Kameradschaft") auszuagieren. Möglichkeiten bieten u.a. Straßengangs, Hooligan- oder Rockergruppen, aber auch nationalistisch-faschistische oder radikal-

⁸⁹ Ich kenne diese heftigen Affekte, vgl. den Einstimmungstext „Nackt unter Wölfen“

religiöse Gruppen, die sich durch eine gemeinsame Idee oder Ideologie und gemeinsame Rituale auszeichnen. Der archaische, oft unbewusste Kern dieser Aggressionsbereitschaft ist m. E. der Wunsch, sich in der aggressiven Verteidigung der eigenen Gruppe bzw. Sozietät und der sie tragenden Ziele bzw. Ideen zu beweisen. Zugleich lassen sich so eigene traumatisierende Demütigungen kompensieren. Materielle Interessen mögen auch im Spiel sein, aber viel wichtiger ist der Wunsch, Teil einer "großen, erfolgreichen Sache" zu sein bzw. dafür zu kämpfen, oft auch ganz „altruistisch“ ohne Rücksicht auf die eigene Person (- im Extrem als Selbstmordattentäter!)

Rück- und Ausblick

Für die frühen Menschengruppen sind Existenzsicherung und Überleben als Gemeinschaft entscheidend. Sie werden dies vermutlich überwiegend nicht-aggressiv versucht haben: durch Vermeidung von Konflikten oder Kämpfen, durch Sicherung interner Harmonie und Kooperation.

Die vorhandene Aggressionsbereitschaft des Menschen wird vor allem dann aktiviert, wenn die eigene Person oder Gemeinschaft real oder vermeintlich bedroht wird. Diese Aggressionsbereitschaft gegen externe oder interne „Feinde“ ist ein archaisches Erbe, das bis heute virulent ist, vielfach politisch-ideologisch missbraucht wird und alle Bemühungen um universale Verständigung extrem belastet.

Dabei steht die menschliche Aggressionsbereitschaft in einem Spannungsverhältnis zum Wunsch nach einem friedlichem, gewaltlosen Zusammenleben; dem entsprechen elementare Wünsche nach sozialer Harmonie innerhalb der Gemeinschaft, nach Frieden und Sicherheit bzw. dem Vermeiden von bedrohlichen Situationen. Sie steht aber auch in einem Spannungsverhältnis zur gesellschaftlich geförderten und geforderten Bereitschaft und Fähigkeit, individuelle Interessen "selbstbewusst" (ggf. aggressiv) durchzusetzen bzw. sich in einer "offenen Gesellschaft" zu behaupten.

Nachtrag (Dez. 2020): Der niederländische Primatenforscher Frans de Waal beschreibt deutliche Unterschiede im Aggressionsverhalten unserer nächsten Verwandten unter den Menschenaffen: Während die **Bonobos**, die in den Regenwäldern südlich des Kongoflusses leben, eher friedlich sind („*Es gibt keine einzige Beobachtung, dass ein Bonobo einen anderen getötet hat.*“), wird die Tötung von Artgenossen, insbesondere aus fremden Gruppen, bei **Schimpansen**, die nördlich des breiten Kongoflusses leben (vereinzelt auch noch im westlichen Afrika und im Westen Tansanias), immer wieder beobachtet: „*Treffen Bonobo-Gruppen aufeinander, dann geschieht dies ohne viel Feindseligkeit. Sie treffen sich zur Fellpflege, zu Sexspielen und zum Herumhängen. Dagegen treffen Schimpansengruppen immer feindlich aufeinander. Immer kommt es zu Kämpfen unter den männlichen Tieren. Auf der anderen Seite benehmen sich die männlichen Schimpansen (innerhalb ihrer Gruppe) sehr kooperativ und politisch geschickt.*“ (Interview in „*natur*“ 12/2020, S. 22 ff.) - Unsere Vorfahren (Menschengruppen der Gattung Homo) haben bei Begegnungen mit anderen Gruppen, wie erwähnt, vermutlich flexible Strategien entwickelt: Ausweichen, vorsichtig-friedliche Kontaktaufnahme, feindliche Auseinandersetzung - alles war möglich und hing sicher von der Situation und den Vorerfahrungen der Gruppe ab.

Kapitel 6 Zur Sexualität des Menschen

Die Sexualität – sie meint im biologischen Kern Selbsterhaltung durch Fortpflanzung – hat (auch) beim Menschen einen ganz besonderen, weit über die biologische Funktion hinausreichenden Stellenwert. Sie wird in den frühen Gemeinschaften vermutlich zunehmend klaren Regelungen unterworfen; zumal in ihrer Dynamik bzw. Unberechenbarkeit (Sexualtrieb) und in der mit ihr verbundenen hohen Emotionalität (Verliebtheit, Eifersucht) ein für den Zusammenhalt der Sozietät und die Gemeinsinnorientierung bedrohliches Potenzial liegt.⁹⁰

Entkopplung von Sex und Fortpflanzung

Zu den Besonderheiten der Sexualität des Menschen zählt u.a. das Fehlen fester saisonaler Fortpflanzungszeiten. Frauen sind sozusagen ganzjährig empfängnisbereit, bei beiden Geschlechtern konzentriert sich die Fortpflanzungsbereitschaft nicht auf bestimmte Jahreszeiten. Das ist bei unseren Primatenverwandten zwar ähnlich, auch bei Schimpansen und Bonobos sind die Weibchen ganzjährig fortpflanzungsfähig, sie signalisieren aber ihre aktuelle Empfängnisbereitschaft durch eine auffällige Schwellung und Rötung im Genitalbereich (Regelschwellung). Beim Menschen sind die "fruchtbaren Tage" der Frau dagegen nicht unmittelbar erkennbar. Eine weitere Besonderheit ist die intensive Orgasmusfähigkeit des Menschen, und zwar nicht nur bei Männern, sondern auch bei Frauen.⁹¹

Beides, die zeitliche Entkoppelung der physiologischen Paarungs- von der Empfängnisbereitschaft und die ausgeprägte Orgasmusfähigkeit führen dazu, dass sexuelle Kontakte nicht auf bestimmte Jahresphasen oder wenige Tage beschränkt werden. Sex findet also beim Menschen in hohem Maße auch unabhängig von den Zeiten (Tagen) statt, an denen die Frau empfängnisbereit ist. Das bindet die Sexualpartner aneinander. Gefestigt wird diese Bindung dadurch, dass beim Menschen während des Orgasmus verstärkt Oxytocin ausgeschüttet wird, ein sog. Bindungshormon, das entspannend wirkt und die wechselseitige emotionale Zuneigung fördert.⁹²

Auch bei heutigen Jäger+Sammler-Völkern, z. B. den San („Buschleute“) der Kalahari, sind Sex und Schwangerschaft insofern entkoppelt, als die Fruchtbarkeit der Frauen und die Fortpflanzungsrate vergleichsweise sehr gering sind: Nur an einem von 100 Tagen besteht die Möglichkeit einer Schwangerschaft. Der Evolutionsbiologe Thomas Junker zitiert Studien, nach denen die Frauen des !Kung-Volkes aus Namibia im Durchschnitt 600-mal Sex auf eine Geburt haben. Bei vielen Jäger-und-Sammler-Völkern ist die Empfängnisbereitschaft der Frau nach einer Geburt offenbar für mehrere Jahre (Stillzeit) eingeschränkt, nicht aber ihre sexuelle Aktivität.

Sehr betreuungsbedürftige Säuglinge

⁹⁰ Dass Verliebtheit und Eifersucht keine ausschließlich "modernen" Erscheinungsformen menschlicher Beziehungen sind, verrät ein Blick auf die Liebeslieder der griechischen Dichterin Sappho (ca. 600 v. Chr.) oder auf das alttestamentarische sog. "Hohelied Salomos".

⁹¹ Ob, wie hier angenommen, Orgasmen beim Menschen und hier vor allem bei Frauen intensiver oder ausgeprägter sind als bei anderen Primaten, zumindest männliche Primaten erleben offenbar Orgasmen, dürfte allerdings nicht einfach zu belegen sein.

⁹² Der wikipedia-Artikel zu "Oxytocin" verdeutlicht aber, wie komplex die Wirkzusammenhänge sind.

Beim Menschen liegen also physiologisch-psychologische Grundlagen für starke sexuelle Bindungen zwischen Frauen und Männern und für relativ stabile Paarbeziehungen vor. Insbesondere für die Frauen bzw. Mütter sind verlässliche Bindungen aus folgendem Grund wichtig:

Menschliche Säuglinge sind im Vergleich zu anderen Primaten auffällig unselbstständig und damit im hohen Maße abhängig von der Mutter. Die deutliche Kopf- bzw. Hirnvergrößerung hat im Verlauf der Evolution des Menschen zu einer vorgezogenen Geburt (- der Biologe Adolf Portmann nennt den Menschen eine "physiologische Frühgeburt") von noch sehr „unfertigen“, hilflosen, pflegebedürftigen, zugleich aber auch sehr prägbaren, lernfähigen Säuglingen geführt⁹³. Dies wiederum bringt Mutter und Kind in eine relativ starke Abhängigkeit von der schützenden und versorgenden Gruppe bzw. von einem verlässlichen, sexuell an sie gebundenen Partner. Dazu passt: Nur beim Menschen sind auch die Väter an der Aufzucht des Nachwuchses beteiligt, zumindest über die Nahrungsbeschaffung: Diese Bindung („Familiarisierung“) des Mannes an den Nachwuchs ist bei Primaten sonst nicht üblich. Die Fürsorge beschränkt sich auf die Verteidigung der Gruppe gegen Feinde.⁹⁴

Starke emotionale Bindungen

Für eine bereits früh entwickelte Paarbindung zwischen Männern und Frauen sprechen auch die beim Menschen universell verbreitete Phänomene "Verliebtheit" und "Partnerliebe"; beide sind sicher kulturell geprägt, dürften aber auch eine evolutionsbiologische Grundlage haben. Der Hirnforscher Simon Eickhoff meint, dass sowohl die menschliche Liebe zwischen den Partnern (hier: Mann und Frau) als auch zwischen Eltern und Kind „in dieser Form im Tierreich einzigartig“ sei.⁹⁵ Der Evolutionsbiologe Thomas Junker hält auch Verliebtheit und Eifersucht für universelle Phänomene mit biologischer Funktion: „Bei der Verliebtheit fokussiert man sich sehr stark auf eine Person und blendet alles andere aus. Dies ist wichtig, um die anfängliche Fremdheit zu überwinden, ein Gefühl der Nähe zu erzeugen und gemeinsame Ziele zu finden.“

Das ursprüngliche gemeinsame Ziel sei die beim Menschen ungewöhnlich aufwändige Kinderaufzucht, die von der Mutter zu damaligen Zeiten allein nicht zu bewältigen gewesen sei. Die Verliebtheit dauere daher in der Regel auch nur solange, wie Kleinkinder intensive Betreuung benötigen; das gelte auch dann, wenn Verliebte keine Kinder planen oder zeugen. Hirnphysiologisch und hormonell würde die Verliebtheit

⁹³ Die Geburt erfolgt, solange die Schädelknochen des Kindes noch weich und verschiebbar sind und dadurch den engen Geburtskanal passieren können. Bekanntlich sind Geburten beim Menschen für die Frauen i. d. R. dennoch eine extreme Belastung.. Die Bibel (Genesis 3;16: "Du sollst mit Schmerzen Kinder gebären") hat insofern Recht, dass dies der Preis für die gewachsene Erkenntnisfähigkeit (Gehirnvergrößerung) ist, auch wenn diese nicht auf einen "Sündenfall", sondern auf evolutive Vorteile zurückzuführen ist. Den Preis (früher oft mit dem Leben) zahlen die Frauen/Mütter.

⁹⁴ Der französische Ethnologe Claude Meillassoux hat noch eine andere Hypothese für die starke Bindung, die er zugleich als Abhängigkeit der Frau sieht: Die Gefahr von Überfällen verbunden mit Frauenraub durch Männer fremder Gruppen zwingt die Frauen der Gemeinschaft in eine Abhängigkeit von den sie schützenden Männern. (Vgl. <https://de.wikipedia.org/wiki/Frauentausch>)

⁹⁵ Vgl. Pamela Dörhöfer, „Das letzte Geheimnis bleibt“, Serie zum Thema „Liebe“, FR Pfingsten 2015 - Auf **Homosexualität** gehe ich hier nicht ein, da sie vermutlich nicht konstitutiv ist für die Struktur archaischer Gemeinschaften, auch wenn sie bekanntlich beim Menschen universell und auch bei anderen Säugetieren und Vögeln weit verbreitet ist.

einer Sucht ähneln - das heißt, es handelt sich um eine starke, zielgerichtete Kraft, die rational nicht oder kaum zu steuern ist.

Junker ergänzt, dass die mit der sexuellen Bindung zusammenhängende Emotionalität deutliche Erweiterungen und neue Funktionen erfahren könne. Solche Funktionserweiterungen sind typisch für biologische Anpassungen. „*Wir haben eine ganz starke Tendenz dazu, uns emotional an Dinge zu binden.*“ Junker verweist dabei auf die starke emotionale Bindung, die Menschen an Gegenstände oder Ideen wie z. B. ideologische oder religiöse Überzeugungen entwickeln können. Grundlage aber sei die intensive sexuelle Bindung (Paarbindung), die so bei anderen Hominiden nicht vorkomme.⁹⁶

Im Vergleich mit anderen Hominiden (Menschenaffen) fördern und sichern also etliche biologisch (mit)begründete Spezifika der menschlichen Sexualität eine relativ starke emotionale Paarbindung. Die sexuellen Partnerschaften müssen aber zugleich in die Sozialstruktur der Jäger-und Sammler-Sozietät, die auf verlässliche Kooperation und emotionalen Zusammenhalt angewiesen ist, eingebunden werden.⁹⁷

Promiskuität oder Paarbeziehungen?

Kaum rekonstruieren lässt sich (wie auch?), ob es typische familiäre Strukturen in den frühen Gemeinschaften der Gattung Homo gibt – oder ob immer schon Vielfalt bestanden hat. Möglich ist, dass sich schon sehr früh in der Menschheitsgeschichte "Kleinfamilien" auf der Basis relativ stabiler sexueller Paarbeziehungen gebildet haben, möglich ist aber auch, dass in vielen Gemeinschaften zunächst Promiskuität herrscht.⁹⁸

Promiskuität bestimmt das Sexualleben bei unseren nächsten Verwandten im Tierreich, den Schimpansen und den zentralafrikanischen Bonobos. Alle erwachsenen Tiere können Sex miteinander haben, es gibt jedenfalls keine festen sexuellen Paarbindungen. Der Nachwuchs wird gemeinschaftlich versorgt und behütet. Ansonsten kennen unsere Verwandten das Küssen (inkl. Zungenkuss), auto- und homoerotische Praktiken (Onanie, Homosexualität) und Formen der Prostitution (Geschenke gegen Sex); auch kommt es gelegentlich zu Vergewaltigungen und Kindstötungen.

Nicht ganz auszuschließen ist eine ursprüngliche Promiskuität auch in den archaischen Menschengruppen, vor allem, solange die biologische Rolle des Vaters unklar ist: Alle kümmern sich um den Nachwuchs der Frauen (Theorie der „Ur-Kommune“). Dann wäre

⁹⁶ Die sehr auffälligen, ständigen kurzen Sexpraktiken zwischen den Gruppenmitgliedern der zentralafrikanischen Bonobos haben offenbar vor allem eine beruhigende Funktion. Sie führen nicht zu sexuellen Paarbindungen. Bonobos und (mit Abstrichen) auch Schimpansen sind allerdings auch keine auf enge Kooperation angewiesenen, kollektiv agierenden "Jäger-und- Sammler". Sie suchen ihre Nahrung mehr oder weniger individuell, die Gruppe ist in erster Linie Schutzraum.

⁹⁷ Auch in anderer Hinsicht fördern Besonderheiten der menschlichen Sexualität sozial-kulturelle Regelungen heraus. Ein Beispiel: Für die erwachsenen Frauen bedeutet die saisonunabhängige Fortpflanzungszeit über viele Jahre eine regelmäßige „Monatsblutung“; vermutlich eine irritierende Erfahrung für die frühen Menschen, für die Blut ein geheimnisvoller (oft „heiliger“) Lebenssaft ist. Die Menstruation ist eine auffällige und doch meist tabuisierte Erscheinungsform der menschlichen Sexualität, Sie ist, so weit ich weiß, in allen Kulturen mit bestimmten Regelungen, Ritualen und Tabus verbunden. Fast immer gilt die menstruierende Frau als „unrein“, nicht selten wird sie in diesen Tagen aus der Gemeinschaft isoliert. Patriarchalisch geprägte Religionen sind diesbezüglich sehr rigoros, aber auch sog. Naturvölker kennen klare Tabus.

⁹⁸ Yuval N. Harari, „Eine kurze Geschichte der Menschheit“, S. 59 f.

die Kleinfamilie das Ergebnis späterer Entwicklungen. Auch dass „Seitensprünge“ in vielen Kulturen sehr verbreitet sind, ließe sich als gewisse Tendenz des Menschen zur Promiskuität interpretieren; zumindest ist die Dominanz monogamer Beziehungen nicht ungebrochen. Der Evolutionsbiologe Axel Meyer meint: „Beide Geschlechter sind von ihrer Natur aus nicht monogam, aber auch nicht wirklich polygam, wir haben eine Tendenz zur Untreue.“⁹⁹

Dennoch: Promiskuität scheint mir für Sozietäten, die wie beim Menschen auf sehr enge Kooperation und sozialen Zusammenhalt angelegt sind, sehr viel konflikträchtiger zu sein als ein System fester Paarbeziehungen. Zumindest der Regelungs- und Beruhigungsaufwand dürfte bei promiskuen Verhältnissen erheblich sein. Jedenfalls kommt es bei den promiskuen Schimpansenarten häufig zu "Störungen" der Paarung und zu Interventionen durch andere Gruppenmitglieder.¹⁰⁰

Wahrscheinlicher erscheint mir daher, dass (klein)familiäre Strukturen und Monogamie sich schon in den frühen Gemeinschaften entwickelt haben und die „Väter“ sich zunehmend über sexuelle Vorrechte und Ansprüche an eine bestimmte Partnerin binden (Kleinfamilien-Theorie).

Meines Erachtens spricht einiges für diese Hypothese, etwa die erwähnten spezifisch menschlichen Voraussetzungen für starke sexuelle Partnerbindungen sowie die unter Primaten nur beim Menschen vorkommende Einbindung der Väter in die Aufzucht des Nachwuchses. Zudem ist mir keine menschliche Kultur bekannt, die promisk lebt, und auch heutige indigene Völker praktizieren offensichtlich keine Promiskuität (allenfalls in kurzen Phasen vor der Eheschließung).

⁹⁹ Axel Meyer, „Biologie ist keine Kränkung“, FR 18.09.2015

Anmerkungen zur Partnerwahl: Bei der Fortpflanzung ist der Zeit- und Energieaufwand für das weibliche Geschlecht durch lange Schwangerschaften und Stillzeiten biologisch um ein Vielfaches höher als für das männliche Geschlecht. Während dieser Zeit kann die Frau keine weiteren Nachwuchs bekommen, was ihre Reproduktionsmöglichkeiten - im Vergleich zum männlichen Geschlecht - erheblich einschränkt. Daher seien, so die Theorie, Frauen in der Regel besonders wählerisch. Sie würden vor allem auf den Status des Mannes achten (Verfügung über Macht und Ressourcen) bzw. auf seine Bereitschaft, sich an der Aufzucht des Kindes zu beteiligen, um gute Voraussetzungen für den eigenen Nachwuchs zu schaffen. Studien zeigen, dass Frauen weltweit eher gesellschaftlich und beruflich erfolgreiche Männer bevorzugen, aber auch Intelligenz und Fürsorge beim Partner schätzen. Männer hätten dagegen ein biologisches Interesse, möglichst viele Frauen zu befruchten und/oder sicherzustellen, dass sie auch tatsächlich der biologische Vater des Nachwuchses sind. Sie präferieren jüngere, attraktive Frauen, die eine noch lange währende Fruchtbarkeit signalisieren, zum Beispiel durch volle Lippen, glatte Haut und andere Signale, die auf einen hohen Östrogenanteil hinweisen. - Eine "Tendenz zur Untreue" ließe sich aus den skizzierten Präferenzmustern für beide Geschlechter ableiten.

Nachgewiesen ist, dass die Partnerwahl biologisch (zumeist unbewusst) stark über Geruch gesteuert wird. Unterschiede im jeweiligen Immunsystem wirken olfaktorisch anziehend. So wird für den möglichen Nachwuchs eine optimierte Immunabwehr bereitgestellt.

Allerdings ist auch bekannt und nachgewiesen, dass kulturelle Faktoren wie gleiche oder korrespondierende Interessen und Einstellungen eine erhebliche Rolle bei der Partnerwahl spielen, Auch das erscheint sinnvoll, da dadurch persönliche Sympathien gestärkt und Alltagskonflikte minimiert werden. Allerdings sind angesichts der Vielfalt menschlicher Beziehungsmuster und kultureller Einflüsse und Rahmenbedingungen evolutionsbiologische "Bereitschaften" (vgl. Fußnote im Vorwort) nicht mehr so dominant wie in den archaischen Sozietäten.

¹⁰⁰ "Die Paarung selbst dauert bei den ausgesprochen promiskuen Schimpansenarten nur immer relativ kurz, meist ohne Vor- und Nachspiel. Das bietet bei promiskuen Arten wegen der Rivalitäten einen Vorteil im Fortpflanzungserfolg, denn absichtliche Störungen, auch durch Weibchen und Kinder, sind häufig." Manfred Dziedyk, "Biologische Wurzeln im Sexualverhalten des Menschen", 2001

Die Ehe - eine Institution zur Konfliktvermeidung ?

Die Paarbindungen mit sexuellen Vor- oder Exklusivrechten und einer besonderen Fürsorgeverantwortung für den Nachwuchs werden im Verlauf der Menschheitsgeschichte in Ritualen und Regeln kulturell als „Ehe“ verankert.

Die Ehe wäre dann die soziale Institution, die Promiskuität und damit mögliche soziale Spannungen und Konflikte in der Sozietät verhindern soll. Die in allen (?) Kulturen besondere Zeremonie der Eheschließung, die öffentlich vollzogen und mit einem gemeinsamen Festmahl verbunden wird (Nahrungsteilung!), dokumentiert für alle Mitglieder der Gemeinschaft, dass hier eine (i.d.R. exklusive) Partnerschaft für Sexualität, Fortpflanzung, Kinderaufzucht und Haushaltsführung geschlossen wird. Das Signal der Gemeinschaft lautet: „Die beiden sind vergeben! Sexuelle Kontakte mit ihnen sind absolut tabu – und werden geahndet.“ Es ist also kein Zufall, dass die Heiratsschließung in allen Kulturen eine öffentliche Zeremonie ist, die zudem eng gekoppelt wird an die jeweilige Religion der Gemeinschaft, wodurch sie zusätzliche Verbindlichkeit erhält. Das Zeremoniell führt allen Mitgliedern der Sozietät vor Augen, dass jede weitere sexuelle Annäherung durch Dritte oder an Dritte nun ein schwerer Tabubruch wäre.

In der Praxis aller (?) monogamen und fast aller polygamen Kulturen und überall dort, wo traditionell patriarchalische Verhältnisse herrschen, gilt dieses Tabu in erster Linie bzw. ausschließlich für die frisch vermählte Ehefrau bzw. ebenso radikal für die noch nicht verheiratete „Jungfrau“. Ihre sexuelle „Treue“ bzw. „Keuschheit“ wird, nicht nur vom Ehemann oder Vater sondern von der ganzen Gemeinschaft strikt kontrolliert und durch Androhung und Vollstreckung oft brutaler Strafen gesichert. Auch bei uns werden heute noch Mädchen und Frauen, die selbstbestimmter in ihren Kontakten agieren, als „Schlampen“ beschimpft (nicht nur von Männern!); eine vergleichbare Etikettierung und Diskriminierung für Männer ist mir nicht bekannt.

So gesehen geht es beim Ritual der Eheschließung und bei der Institution der Ehe ursprünglich (vor allem bzw. auch) um Konfliktvermeidung und um den Zusammenhalt der Gemeinschaft! Das gilt in erster Linie für monogame Kulturen, aber auch in polygamen Kulturen unterliegen die Sexualkontakte klaren Regelungen, die durch die jeweiligen Eheformen kulturell institutionalisiert werden.

Wie die Ehe als kulturelle Institution aus den archaischen Paarbindungen entsteht, ist kaum noch zu rekonstruieren. Die meisten (?) Kulturen haben die Ehe als eine monogame Paarbeziehung und Grundlagen einer Familie bzw. eines gemeinsamen Haushaltes etabliert; aber auch dort, wo traditionell polygame Ehen (Vielehe mit mehreren Partnern, meist als Polygynie oder Vielweiberei, seltener als Polyandrie oder Vielmännerei) kulturelle Norm sind, werden auf diese Weise sexuelle Kontakte gesellschaftlich geregelt bzw. ausgeschlossen und kontrolliert. Polygamie ist ursprünglich offenbar eine Anpassung an spezifische Lebensbedingungen nach Auflösung der archaischen Gemeinschaften.

Familienbände

Die Familie als soziale Institution für Sexualität, Fortpflanzung und Kinderaufzucht und als gemeinsamer Haushalt kann bekanntlich sehr unterschiedlich strukturiert sein. So oder so besteht die Herausforderung, sie möglichst konfliktfrei in die Gemeinschaft bzw. Sozietät einzubinden. Mit den Paarbindungen und den (Klein-)Familien entstehen soziale Subsysteme, die ggf. in Interessenkonflikte mit der Gemeinschaft geraten können,

insbesondere wenn sie sich als Familienhaushalt zunehmend selbstständig versorgen (z. B. in den Dörfern der frühen Ackerbaukulturen). Die Einbindung der einzelnen Familien bzw. Haushalte in die Gemeinschaften erfordert also weitere soziale Regelungen (z. B. Streitschlichtung durch einen Häuptling oder Dorfvorsteher).

Die emotionalen Bindungen innerhalb der Familie sind besonders stark; aus Sicht der Evolutionsbiologie geht es darum, die eigenen („familiären“) Gene weiterzugeben: Die eigenen Kinder und Enkel genießen daher besondere Aufmerksamkeit, Fürsorge und Betreuung. Dies ist – auch ohne genetische Kenntnisse – eine bis heute weitgehend als „normal“ empfundene Reaktion (wenngleich nicht ohne Ausnahmen), mehr noch: es ist gesellschaftliche Norm. Wie stark familiäre Bande sind, zeigt sich auch darin, dass in fast allen Hochkulturen Familiendynastien die Herrschaft übernehmen, eine Tendenz, die auch heute noch zu beobachten ist (vgl. z. B. die Kim-Familie im „kommunistischen“ Nordkorea). Allerdings – und das zeigt die Geschichte reichlich – verhindern familiäre Bande nicht, dass es bei Machtkämpfen nicht auch zu innerfamiliären Intrigen und Morden kommt.

Solange allerdings das Überleben der Eltern wie der Kinder existentiell von der Gruppe als Ganzes abhängt, werden wohl alle Kinder von allen Eltern und Gruppenmitgliedern (zumindest von allen Frauen) betreut. Dies ist noch heute bei etlichen indigenen Völkern der Fall. Erst als die Familienhaushalte eine gewisse Selbstständigkeit beim Lebensunterhalt erlangen, können Familienbande und Gemeinschaftsbande auch in Konflikt geraten. Die frühen Gemeinschaften haben sicher eine große Vielfalt an Regelungen entwickelt, um Familien- und Gemeinschaftsinteressen abzustimmen und so den sozialen Zusammenhalt möglichst konfliktfrei zu sichern.

Wie auch immer die familiären Strukturen der frühen Sozietäten sind: Kinder wachsen in der jeweiligen Gemeinschaft auf, die sie schützt und prägt. Da in den Menschengruppen unabhängig von Fortpflanzungszeiten zu allen Jahreszeiten Kinder gezeugt und geboren werden, sind die Sozietäten auch altersmäßig sehr heterogen – was komplexere soziale Kompetenzen erfordert. Vermutlich liegt darin ein wichtiger Motor der Evolution menschlicher Intelligenz.

Die Stellung von Frau bzw. Mann in der Familie ist vermutlich zunächst davon abhängig, in welchem Umfang sie jeweils zur Ernährung und Sicherheit beitragen; sie ist zunächst in den Jäger+Sammler-Gemeinschaften eher egalitär. Patriarchalische Machtverhältnisse (auch in den Familien) entstehen wohl erst in Folge der gesellschaftlichen Umbrüche am Ende des Paläolithikums.¹⁰¹ Lange Zeit (bis ins frühe oder sogar mittlere Neolithikum) sind Männer und Frauen gleich bestattet worden, geschlechtstypische Unterschiede in den Grablegungen treten in Südost-Europa z. B. erst ab ca. 4.500/4.000 v. Chr. auf, evtl. im Zusammenhang mit der Einwanderung patriarchalischer Viehzüchtergruppen (Vgl. Teil II, 1. Kapitel 1).

Schamgefühle kennen nur Menschen

Die Sexualität wird also beim Menschen durch Institutionen (Ehe, Familie), Rituale und Regelungen (Initiations- und Hochzeitsrituale; Tabus und Strafen, die häufig drastisch sein können) in den Dienst der Gemeinschaft gestellt, was bekanntlich nicht immer spannungs- und konfliktfrei gelingt. Mir sind jedenfalls keine Völker oder Kulturen bekannt, in denen Sexualität ohne Regelungen und Tabus entspannt gelebt und ausgelebt wird; öffentlich praktizierte Sexualität (Koitus), bei Schimpansen oder

¹⁰¹ Im Teil II „Vom Wir zum Ich“ gehe ich im Kapitel 2 auf die Entstehung patriarchalischer Strukturen ein.

Bonobos an beliebigen Orten und zu jeder Zeit möglich und üblich, ist in allen menschlichen Kulturen tabuisiert und würde als absolut asoziales („unmögliches“) Verhalten gelten. Kooperation und Gemeinsinn sollen möglichst nicht durch „offensichtliche“ Sexualität und damit ggf. verbundene sexuelle Aufregungen, Verführungen und Konflikte gefährdet werden.

Dazu passt, dass nur Menschen ein Schamgefühl ¹⁰² (hier bezogen auf Nacktheit und Sexualität) und eine Intimsphäre entwickeln – und zwar in allen Kulturen und Völkern und spätestens ab der Pubertät, wenn auch in sehr unterschiedlichen Inhalten. Demonstrative Schamlosigkeit praktiziert der Kyniker Diogenes von Sinope, der um 350 v. Chr. nur „natürliche“ Bedürfnisse wie Essen Trinken, Sexualität u.a. anerkennt und ansonsten ein Leben völliger Bedürfnislosigkeit und eine Ablehnung jeglicher Moral predigt. Er tritt für öffentliche Sexualität ein, die er selbst aber, so eine der anekdotischen Überlieferungen, nur in Form öffentlicher Onanie vollzieht: in seiner berühmten „Tonne“ in Korinth oder Athen – und zur allgemeinen Empörung des Publikums.

Ansonsten entwickeln Völker und Kulturen jeweils eigene Schamgrenzen; Nacktheit ist bekanntlich nicht per se schambesetzt, solange bestimmte Grenzen gewahrt werden. Auf kulturübergreifende Schamgrenzen weist der Evolutionsbiologe Manfred Dzieyk hin: So ist zum Beispiel *„allen Völkern gemeinsam, dass das Präsentieren der Vulva in der Öffentlichkeit tabuiert ist, denn es hat Aufforderungscharakter.“* ¹⁰³ Auch nackt gehende Frauen vermeiden es in allen Kulturen, in der Öffentlichkeit ihre Vulva zu präsentieren.

Dzieyk weist darauf hin, dass die Genitalregion bei den Weibchen der beiden Schimpansenarten – anders als bei Menschen-Frauen! – unbehaart und immer sichtbar, im Östrus sogar auffällig gerötet und geschwollen ist. Bei Menschen-Frauen verlagert sich die Vulva dagegen mit dem aufrechten Gang nach vorn (bauchwärts) und ist im Vergleich zu den Menschenaffen beim Gehen oder Sitzen weniger sichtbar. Das schränkt die unmittelbare sexuelle Signalwirkung ein.¹⁰⁴ Ich vermute zudem, dass die sog. Schambehaarung des Menschen u. a. auch die Funktion haben könnte, die Genitalien selbst im Nacktzustand (lange Zeit bei unseren Vorfahren vorherrschend) nicht zu offensichtlich (!) zu präsentieren.

Auch die öffentliche männliche Genitalpräsentation (erigierter Penis) ist in allen Kulturen tabuisiert, wird aber z. B. in ithyphallischen Statuen als Darstellung von Fruchtbarkeit oder als Demonstration von Stärke und als Drohgebärde rituell eingesetzt – wie bei dominanten Primatenmännchen, die mit erigiertem Penis sichtbar ihr Revier und ihren Machtanspruch demonstrieren. Ein öffentlich präsentierter erigierter Penis als Zeichen sexueller Erregung ist aber außerhalb von bestimmten Ritualen in aller Regel ein Tabubruch (- bzw. heute bei uns als "exhibitionistische Handlung" ein Straftatbestand).

¹⁰² "Scham" tritt in allen Kulturen auf, allerdings aus sehr unterschiedlichen Anlässen. Zugrunde liegt stets das mit heftigen Emotionen verbundene Erleben, den Normen und Erwartungen der Gemeinschaft nicht entsprochen zuhaben (Gefühl der Bloßstellung). (vgl. <https://de.wikipedia.org/wiki/Schamgefuehl>)

¹⁰³. Manfred Dzieyk, *„Biologische Wurzeln im Sexualverhalten des Menschen“*, 2001

¹⁰⁴ Der Verhaltensforscher Desmond Morris (*„Der nackte Affe“*) vermutet, dass sich bei der Menschenfrau stattdessen pralle (vorgewölbte) Lippen und Brüste als „sichtbare“ sexuelle Signale entwickelt haben; beides fehlt bei den Schimpansen.

Das universell verbreitete Schamgefühl dürfte eine evolutionsbiologische Fundierung haben. Ich vermute, dass offensichtliche demonstrative Genitalpräsentationen und öffentliche Sexualität (Koitus) die existenzielle Kooperationsbereitschaft und das konfliktfreie Zusammenleben in der archaischen Gemeinschaft gefährdet hätten und daher unter Taburegelungen fallen. Etwas anderes sind die verbreiteten Phallus- und Vulva-Darstellungen, etwa auf Abbildungen oder bei Figurinen; sie stehen im Zusammenhang mit Fruchtbarkeitsritualen u.a. und unterliegen klaren Regelungen bzw. sind in Rituale der Gemeinschaft eingebunden. Gelebte Sexualität findet dagegen auch bei den sog. „Naturvölkern“ in nicht-öffentlichen Bereichen und unter Wahrung einer Intimsphäre statt.

Dazu passt die folgende Passage aus einem Buch, das ich als Jugendlicher sehr geliebt habe. Werner Hopp, der in den 40er und 50er Jahren des 20. Jhds. als Schmetterlingssammler viele, kaum kontaktierte Indianervölker im Amazonasbecken besucht, berichtet von den Parintintin am Rio Madeira, deren Männer sog. Penisrollen aus Blättern tragen *„Sie schämen sich, ihren Geschlechtsteil sehen zu lassen, kehren den Anwesenden beim Baden den Rücken zu und legen ihre Schutzhülle nur ab, wenn sie sich unbeobachtet glauben. Vom zwölften Jahre an darf sich kein Junge ohne diese Schutzhülle sehen lassen.“* – Und dies lange bevor die ersten Missionare den „armen Wilden“ christliche Moralvorstellungen vermitteln.¹⁰⁵

Rück- und Ausblick

Unsere unmittelbaren Primatenverwandten leben in promisken Gruppen. Bei den zentralafrikanischen Bonobos wird sogar der Gruppenzusammenhalt über ständige (ebenso kurze wie vielfältige) sexuelle Kontakte und Praktiken stabilisiert. Das funktioniert in Gruppen, die auf enge Kooperation bei längeren Jagdausflügen angewiesen sind, vermutlich nicht. Jedenfalls leben Menschen überwiegend in klar geregelten sexuellen Partnerschaften, monogam oder polygam. Ob es einen "Urzustand" der Promiskuität bei unseren Vorfahren gegeben hat, muss offen bleiben. Beim Menschen übernimmt die Sprache die soziale (gesellschaftliche) Bindungsfunktion (vgl. Kapitel 2).

Die Sprache ermöglicht zugleich die Entwicklung von Regeln und Ritualen zur „Kanalisation“ der Sexualität und zur Schaffung eines Ordnungsgefüges für Fortpflanzung und Kinderbetreuung: Initiation und Erwachsenwerden, Heirat und Ehe, Schwangerschaft und Geburt, Umgang mit Menstruation, Sicherung einer Intimsphäre, Rollenerwartungen an die Geschlechter, usw. – alles wird kulturell geregelt, und zwar universell in allen Kulturen und nach je eigenen Traditionen. Insbesondere die Ehe kann als Institution verstanden werden, die mögliche sexuelle Spannungen und Konflikte in den Gemeinschaften verhindern soll (- was zumindest heute bekanntlich nicht mehr gelingt).

Im Verlauf des späteren Zivilisationsprozesses wird die kulturelle Steuerung des Umgangs mit Sexualität ein zentrales Moment des Zusammenlebens. Die Regeln und Rituale zur "Zähmung" der Sexualität können bekanntlich in vielen Kulturen und Religionen außerordentlich streng (repressiv) sein. Das gilt vor allem für junge Frauen und Ehefrauen. Offenbar gibt es eine tiefe und verbreitete Angst, dass Sexualität.

¹⁰⁵ Werner Hopp, *„sterben – wenn nötig, töten – nie. Vom Leben, von den Sitten und den Gebräuchen der heutigen Waldindianer“*, 1958, S. 67

insbesondere die sexuelle Ungebundenheit der Frau, das gesellschaftliche Ordnungsgefüge gefährden könne.¹⁰⁶

Heute sind sexuelle Signale in unserem Kulturkreis allgegenwärtig, viele Tabus aufgebrochen; es entwickelt sich eine neue, oft durchaus heikle Balance zwischen sexueller Freizügigkeit als Teil individueller Freiheit und gesellschaftlicher Normierung bzw. Funktionalisierung (z. B. im Rahmen der Werbung).

Neben körperlicher bzw. sexueller Attraktivität („gutes Aussehen“) stehen heute vor allem „Liebe“ (z. B. als „Verliebtheit“ oder „romantische Liebe“) und „Freundschaft“ im Fokus persönlicher Wünsche, Interessen und Konflikte. Partnerliebe und Verliebtheit sind vermutlich tief im Menschheitserbe verankerte Reaktionsmuster – und auch bei anderen höheren Primaten gibt es offenbar so etwas wie „Liebe“ (z. B. die sog. Mutterliebe) und „Freundschaft“. Ich halte aber die enorme persönliche und gesellschaftliche Bedeutung, die „Liebe“ und „Freundschaft“ heute gewonnen haben, für eine Folge von Individualisierungsprozessen. Die Auflösung des „ursprünglichen Wir“ geht einerseits mit Gefühlen von Einsamkeit und der Sehnsucht nach Verbundenheit und Zusammengehörigkeit einher, andererseits mit neuen Formen individueller Selbstinszenierung. Dazu später mehr (vgl. Teil III, Kapitel 2).

¹⁰⁶ Die als „sexuelle Befreiung“ gefeierte zentrale Rolle der Sexualität in „unserer heutigen Kultur“ verdient noch mal eine gesonderte Betrachtung, die ich hier nicht leisten kann. Das betrifft auch die Diskussion über trans- und intersexuelle Identitäten und eine Überwindung der traditionellen Bipolarität der Geschlechtszuweisung, auch wenn dies vermutlich nur eine kleine Minderheit der Menschen direkt betrifft.

Bipolare Geschlechtsrollen-Zuweisungen dürften in den frühen Gemeinschaften selbstverständlich gewesen sein. Vielleicht werden „Intersexe“ in manchen Gemeinschaften schon im Säuglingsalter getötet, sofern körperliche Besonderheiten erkennbar sind, vielleicht genießen sie in anderen Gemeinschaften eine hohe Stellung gerade wegen ihrer Besonderheit.

Kapitel 7 Zur Rangordnung und Territorialität

Territorialität und Rangordnung gehören zum Primatenerbe. Alle Primatengruppen bilden eine mehr oder weniger klare Rangordnung aus, die u.a. durch Stärke, Imponiergehabe, Pfiffigkeit, Alter und Verwandtschaft bestimmt wird; alle Primatengruppen besetzen, markieren und verteidigen Territorien bzw. Reviere, auch wenn diese nicht immer klar abgegrenzt sind.

Auch der moderne Mensch lebt in stratifizierten Gesellschaften mit in der Regel klar definierten Territorien. Wir kennen rücksichtsloses Machtstreben, Rang- und Statusdenken und hoch aggressive Reaktionen auf territoriale Grenzverletzungen. Bekanntlich spielt in der Menschheitsgeschichte die Verfügungsgewalt über Territorien, über Ressourcen und Reichtümer bzw. deren gewaltsame Aneignung eine dramatische und furchtbare Rolle. Erstaunlich, dass offenbar alles ganz anders anfang: Der Erfolg der Gattung Homo beruht, so meine These, auch auf überwiegend egalitär strukturierten Gemeinschaften.

Egalitäre Strukturen in den frühen Sozietäten

Bei Schimpansen, unseren nächsten Verwandten, dominiert in der Regel ein Alpha-Männchen, das sich Vorrechte bei Sexualität und Nahrung sichert; andere Mitglieder der Horde schmieden zum Teil Allianzen, um Rangpositionen zu verbessern und so an Vorrechte zu gelangen. Insgesamt keine Spur von "Gleichberechtigung". Ich gehe nun, wie erwähnt, davon aus, dass soziale Hierarchie bzw. Rangordnung in der Entwicklung zum Menschen in den frühen Sozietäten zunächst abgebaut wird und es zu eher egalitären Strukturen kommt. Eindeutige Beweise gibt es dafür nicht, wohl aber (bereits erwähnte) Indizien, auf die der Prähistoriker Hermann Parzinger mehrfach hinweist: Zum Beispiel zeigen die Grabbeigaben und Grablegungen sowie Wohngebäude bis ins mittlere Neolithikum (ca. 8.000 v. h.) bzw. bis ins Chalkolithikum (Kupfersteinzeit, ca. 5.000 v. h.) keine Unterschiede, die auf dauerhaft herausgehobene soziale Positionen oder eine Stratifizierung der Gemeinschaften schließen lassen.¹⁰⁷

Zu den wenigen Ausnahmen zählt das ganz besonders ausgestattete Grab einer älteren (ca. 45-jährigen) gehbehinderte Frau in der Hilazon Tachtit-Höhle in Israel aus der vorneolithischen Natufien-Kultur (a. 14.000 – 11.500 v. h.); es wird als Grab einer Schamanin gedeutet, da es u.a. Schildpanzer, Federn, Tierzähne und -krallen und einen menschlichen Fuß enthält.¹⁰⁸

Die prinzipielle „Gleichheit“ (Gleichstellung) aller Mitglieder archaischer Sozietäten (Jäger-und-Sammler-Gruppen, frühe Dorfgemeinschaften) ist Grundlage der ausgeprägten Kooperations- und Gemeinsinnorientierung in diesen frühen Existenzgemeinschaften und die ist entscheidend für das Überleben. Sicher, Zusammenarbeit kann auch in hierarchischen Strukturen und auf der Basis von Befehl und Gehorsam organisiert werden; es spricht aber vieles dafür, dass die Kooperation beim frühen Homo sapiens auf der Gleichstellung der (erwachsenen) Gruppenmitglieder basiert.

¹⁰⁷ Ich räume aber ein, dass etliche Archäologen erste Ansätze einer etablierten Hierarchisierung bereits im frühen Neolithikum annehmen: zum Beispiel in den Dörfern im südlichen Anatolien im sog. Präkeramischen Neolithikum B (PPN-B) vor ca. 10.000 - 9.000 v. h. - So ganz eindeutig und einheitlich ist die Fundlage nicht.

¹⁰⁸ Hermann Parzinger, „Die Kinder des Prometheus“, S. 110

Gleichheit und Gerechtigkeit

Diese Gleichheit ist ein zentrales Element des Ideals und Gefühls von „Gerechtigkeit“ – und "Gerechtigkeit" wiederum sichert den inneren Frieden in der Gemeinschaft, sie ist Ausdruck des Zusammenhalts und der Zugehörigkeit des Einzelnen (vgl. Teil I, 1. Kapitel).

"Gleichheit" bezieht sich auf folgende Kernaspekte des Zusammenlebens der archaischen Sozietäten, die m. E. ganz selbstverständlich im Alltag gelebt werden und nicht unbedingt als Konsensregeln kommuniziert oder gar definiert werden müssen:

- Alle Mitglieder der Gemeinschaft haben bedarfsgerecht („gleiche“) Anrechte und Zugriffsmöglichkeiten auf vorhandene Ressourcen (Nahrung, Vorräte, Rohstoffe für Haus-, Werkzeug- oder Waffenherstellung usw.) - und selbstverständliche („gleiche“) Anrechte auf Sicherheit und Schutz (z. B. vor Gewalt, Feinden, Raubtieren). Bei Bedarf und in Notzeiten wird „gerecht“ an alle verteilt. Heute sprechen wir von „Verteilungsgerechtigkeit“ bzw. von „sozialer Gleichheit“ bezogen auf die Grundbedürfnisse des Lebens und Überlebens.
- Alle Mitglieder der Gemeinschaft werden bei Streitigkeiten, Vergehen oder Gewaltdelikten nach den tradierten Normen und Regeln der Sozietät gleich behandelt. Es herrscht keine willkürliche Bevorzugung oder Benachteiligung einzelner. Heute sprechen wir von der Gleichheit vor dem Gesetz.
- Alle Mitglieder haben die Möglichkeit, am „öffentlichen“ Leben teilzunehmen und sich an Diskussionen und Entscheidungen, die die Gemeinschaft betreffen, zu beteiligen. (Dies trifft vermutlich nicht für alle Sozietäten im vollen Umfang zu, Alter und Geschlecht dürften oft mit unterschiedlichen Rechten verbunden gewesen sein; vermutlich herrscht erhebliche Varianz.) Heute sprechen wir von „politischer Gleichheit“.

Relativ egalitär sind im Übrigen auch die letzten Wildbeuter-Gemeinschaften der Neuzeit.¹⁰⁹ „Egalitär“ bedeutet aber keine Gleichheit und Gleichberechtigung im modernen Verständnis. Die Mitglieder der Gemeinschaft haben durchaus unterschiedliche Aufgaben: Zum Beispiel herrscht eine gewisse, quasi „natürliche“ Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern und vermutlich auch zwischen Älteren und Jüngeren unter Berücksichtigung besonderer individueller Fähigkeiten oder Handikaps.

Allerdings sollte auch im Hinblick auf die Arbeitsteilung die Flexibilität des Menschen nicht unterschätzt werden. Parzinger weist darauf hin, dass z. B. die Frauen der frühen Jäger-und-Sammler-Sozietäten vermutlich weit weniger durch Schwangerschaft oder Kleinkindversorgung eingeschränkt sind, als vielfach angenommen wird. Frauen können durchaus an Jagden, dem Zerlegen und Abtransportieren der Beute beteiligt gewesen sein.¹¹⁰

¹⁰⁹ Berichte über die „herrschaftsfrei“ und „konsensdemokratisch“ organisierten indigenen Völker der Kolonien (z. B. Irokesen und andere nordamerikanische „Indianer“-Sozietäten) könnten auch die Gleichheitsutopien der europäischen Aufklärung beeinflusst haben. (vgl. Wikipedia „Gleichheit“)

¹¹⁰ H. Parzinger, „Die Kinder des Prometheus“, S. 74 f. - Ob nun die (vermutlich meist von Frauen) gesammelte Nahrung (Wildpflanzen, Kleintiere) oder die (vermutlich meist von Männern erlegten) Jagdtiere für das Überleben der Gruppe wichtiger gewesen sind, ist Gegenstand etlicher Kontroversen, die auch auf die Rolle der Frauen bzw. auf eine mögliche Dominanz der Männer zielen. Ich gehe von großer Flexibilität der frühen Sozietäten bei der Nahrungsbeschaffung und von zumeist (geschlechter)egalitären Strukturen aus.

Eine gelebte Rangordnung

Eine strenge Rangordnung besteht bei den frühen Menschengruppen vermutlich nicht. Vorrechte bei Nahrung und Sexualität, die bei Primaten sonst die wesentlichen Konfliktfelder in Rangordnungsauseinandersetzungen sind, werden bei den frühen Sozietäten der Menschen durch die erwähnten Regelungen (vgl. Kapitel 1 und 6) abgebaut.

Es wird aber wohl eine Art „gelebte Rangordnung“ geben: angesehene und weniger angesehene Mitglieder, vielleicht auch „Außenseiter“ und vermutlich auch eine Art Häuptlings- oder Schamanenrolle mit bestimmten Funktionen etwa bei der Durchführung von Ritualen, der Heilung von Krankheiten oder der Streitschlichtung. Aufgrund von besonderen Erfahrungen und Kompetenzen haben einige Älteste, Häuptlinge, Schamaninnen oder Schamanen vermutlich eine besondere Stellung in der Gemeinschaft inne und genießen ein besonderes Prestige. Aber diese herausgehobene Stellung ist, so meine These, nicht mit einem Entscheidungs- oder gar Gewaltmonopol verbunden – und wird auch nicht auf die Nachkommen „vererbt“. Die besonderen Fähigkeiten und Leistungen einzelner, zum Beispiel bei der Jagd, der Abwehr von Raubtieren, der Heilung von Krankheiten usw. werden vielmehr in den Dienst der Gemeinschaft gestellt und vorerst nicht im Sinne egoistischer Vorteilssuche funktionalisiert. Die Gemeinsinnorientierung prägt also auch herausragende Fähigkeiten einzelner. Das ändert sich drastisch mit der regelmäßigen Produktion von Überschüssen und der Entwicklung zur sog. Hochkultur (vgl. Teil II „Vom Wir zum Ich“).

Gemeineigentum

Blicken wir exemplarisch auf das „Privateigentum“, das auch für Rangordnung steht, da es die individuelle Verfügungsgewalt über Gegenstände, Territorien und andere Lebewesen einschließt. Bei Primaten besteht normalerweise innerhalb der Trupps eine Rangordnung und ein hoher Rang ist mit bestimmten Privilegien verbunden. Dazu gehört neben sexuellen und Nahrungsvorrechten auch die Aneignung von attraktiven Gegenständen.

In den frühen Gemeinschaften des Menschen haben Privateigentum und die private Aneignung von attraktiven Gegenständen vermutlich keinen besonderen Stellenwert. Privateigentum in unserem Verständnis (s.o.) hat es vermutlich nicht gegeben, allenfalls so etwas wie persönlichen Besitz.

Die überwiegend nomadisierende Lebensweise der Jäger- und-Sammler-Kulturen – die Gruppen durchstreifen ein mehr oder weniger großes Territorium¹¹¹ auf der Suche nach Nahrung in Abhängigkeit von Vegetationszyklen und Tierwanderungen – beschränkt die Menge an Gegenständen (Werkzeugen, Waffen, Haushaltsgeräte, Kleidung usw.), die jede(r) bei sich tragen oder transportieren kann. Mitgenommen wird nur das, was zum Überleben benötigt wird bzw. besondere kultische Bedeutung hat. Auch dort, wo Gruppen über längere Zeit an bestimmten Wohnplätzen verbleiben, werden Gebrauchsgegenstände vermutlich überwiegend gemeinschaftlich genutzt oder für das Überleben der Gemeinschaft, also im Interesse aller eingesetzt.

Wechselseitige, „nachbarschaftliche“ Aushilfe und Unterstützung sind für die Menschen in den archaischen Sozietäten vermutlich selbstverständlich – im Übrigen ja auch heute noch verbreitet. Bei Kontakten mit anderen Gruppen, z. B. im Rahmen gemeinsamer

¹¹¹: H. Parzinger, „Die Kinder des Prometheus“, S. 64

Jagd- und Fischfangzüge oder größerer Kultfeiern, wird über den Austausch von Geschenken Vertrauen aufgebaut.

Die entscheidenden Ressourcen für das Überleben der Sozietäten – essbare bzw. nutzbare Pflanzen und Tiere, Trinkwasser, sichere Lagerplätze, Kultplätze, Feuerstellen, Fundstellen wertvoller Steine (z. B. Silex bzw. Feuerstein) usw. – entziehen sich entweder jeder Vorstellung von „privatem Besitzanspruch“ (so wie heute noch die Luft zum Atmen, der Wind, der Regen oder die Sonnenstrahlen) oder sie gelten als „Gemeingut“, auf das die jeweilige Gruppe ein überliefertes Anrecht hat. Bei Ressourcenknappheit allerdings kann es zu konkurrierenden Ansprüchen mit anderen Gemeinschaften kommen.

Die magische Bedeutung von persönlichem Besitz

Einzelne Gegenstände können auch bei Jäger-und-Sammler-Kulturen durchaus einen hohen Gebrauchswert haben, z. B. gut gearbeitete Klingen oder entsprechendes Rohmaterial, oder sie sind als Kult- und Prestigeobjekte begehrt (Kultobjekte mit magischen Kennzeichnungen, Schmuck, Ocker usw.). Vielleicht werden sie als Geschenk weitergegeben, um Freundschaften zu sichern, in der Regel aber sollen persönliche Gegenstände über den Gebrauchswert hinaus zugleich den Schutz der Ahnen sichern. Sie werden damit als untrennbarer Teil der Person empfunden. Unser Verständnis von „Privateigentum“ dürfte diese magische Bedeutung von Gegenständen kaum richtig widerspiegeln.

So etwas wie „Privatbesitz“ bezieht sich ursprünglich wohl nur auf selbst gefertigte Gebrauchsgegenstände, die für das Überleben der Gruppe benötigt werden (Werkzeuge, Waffen, Kleidung, einfache Haushaltsgeräte, Feuersteine etc.), ggf. auch auf „Luxusgüter“ (Muscheln, Elfenbein, Ocker, Obsidian u.a.), die über Tauschhandel erworben werden, und die vielleicht auch schon Neid und Konkurrenz fördern. Vielleicht ist es auch vereinzelt zu kleinen Diebstählen gekommen, in der Regel aber wird das persönliche Hab und Gut wechselseitig respektiert. Zumindest ist dies in den egalitären Jäger+Sammler-Kulturen in unserer Zeit zu beobachten. Kurz, es wird alles getan, um Zwistigkeiten zu vermeiden und den Zusammenhalt zu wahren.

Möglicherweise gibt es bei einigen Sozietäten gelegentlich Überfälle auf andere Gruppen mit dem Ziel, und Frauen und Kinder zu rauben, wie es auch von etlichen Jäger+Sammler-Kulturen der Neuzeit berichtet wird (z. B. von indigenen Stämmen Nord- und Südamerikas). Ob diese gekidnappten Menschen einen Sklavenstatus haben, also Privateigentum sind, ist m. E. aber zweifelhaft. Sie werden wohl zunächst einfach in die Gemeinschaft integriert, vielleicht aber verbunden mit einem zunächst geringeren sozialen Status bzw. Ansehen. Auch die inzwischen genetisch nachgewiesenen "Vermischungen" des modernen Menschen mit Neandertalern oder Denisova-Menschen vor rund 50.000 Jahren dürften eher eine Folge von Frauenraub als von "Liebesheiraten" gewesen sein.¹¹² Die Kinder jedenfalls werden in die jeweilige Gruppe integriert und wachsen als Mitglieder der (neuen) Gemeinschaft auf.

¹¹² Alle außerafrikanischen modernen Menschen tragen durchschnittlich rund 2% Neandertaler-Gene in ihrem Erbgut. Bei schwarzafrikanischen Völkern fehlen diese Gene, da die "Vermischungen" nach dem "Auszug" von Homo sapiens-Gruppen aus Afrika erfolgt sind. Erbgut des archaischen Denisova-Menschen ist heute vor allem bei Menschen indigener Völker in Südostasien und Ozeanien zu finden.

Landnutzung statt Landbesitz

Wie ist das Verhältnis der archaischen Sozietäten zum Land bzw. Territorium? Auch hier kann nur spekuliert werden. Hermann Parzinger geht davon aus, dass im Eiszeitalter vielerorts über längere Zeit genutzte Siedlungsplätze mit einfachen Behausungen an geschützten Orten – zum Beispiel Felsüberhänge (Abriss), See- oder Flussufer – bestehen, von wo aus mehr oder weniger ausgedehnte Jagdstreifzüge unternommen werden. Klare Grenzen für diese Jagdgebiete hat es vermutlich nicht gegeben. Die Jagdstreifgebiete der jungpaläolithischen Treibjagdgruppen (in Europa vor allem Jagd auf die großen Rentierherden!) sind dabei sehr viel größer gewesen als die der nacheiszeitlichen mesolithischen Fischer und Jäger, die saisonal an Küsten bzw. in den zunehmend dichteren Wäldern siedeln und Zugvögel, Meerestiere bzw. Hirsche usw. erbeuten.

Es ist unklar, ob die Gruppen der frühen Menschen so etwas wie feste Territorien haben. Möglicherweise gibt es streng territoriale Sozietäten mit quasi abgegrenzten, verteidigten „Revieren“, die über bestimmte Landmarken (z. B. Flüsse, Seeufer, Berge) "markiert" sind, und solche, die umherstreifend sich räumlich offener und eher kultisch organisieren: durch regelmäßige Wiederkehr zu bestimmten Kultplätzen. Zumindest ab dem Jungpaläolithikum (vor ca. 40.000 Jahren) ist beim Homo sapiens von einer recht hohen Mobilität auszugehen; technische Neuerungen breiten sich jedenfalls rasch aus.

Aus unseren Tagen ist aber auch bekannt, dass etliche indigene Völker sehr wohl klar definierte territoriale Grenzen kennen, die sie nicht überschreiten. Viele Expeditionsleitungen, die kaum kontaktierte Völker auf Neuguinea oder in der Amazonasregion mit Hilfe indigener "Führer" aufsuchen wollen, kennen deren hartnäckige Weigerung, bestimmte territoriale Grenzen zu überschreiten (meist Flussläufe) und sich in unbekanntes, "feindliches" Territorium zu begeben. Die Weigerung der Grenzüberschreitung wird mit drohendem Unheil begründet und ist oft begleitet von fast panischen Ängsten.

So oder so: Territoriale Ansprüche dienen in jener Zeit der Existenzsicherung der eigenen Gruppe; sie formulieren keinen (modernen) Besitz-, Unterwerfungs- oder Ausbeutungsanspruch sondern eher ein tradiertes Nutzungsrecht. Mehr noch: Das so genutzte Land, seine Gewässer, Pflanzen und Tiere, seine Kultplätze und heiligen Stätten (Wohnorte der Ahnen) sind traditionell und spirituell mit der Gruppe oder dem Stamm verbunden. Das scheint zumindest die (für uns heute nicht einfach zu verstehende) Haltung der Jäger-und-Sammler-Gruppen zu sein, die bis in unsere Zeit überlebt haben. Diese Haltung ändert sich mit dem Übergang zu Ackerbau und Viehzucht und der Entstehung von Städten und Staaten. Der Grund und Boden wird nun bearbeitet und angeeignet, er wird zur Ware.

Rück- und Ausblick

Der Mensch entwickelt sich zunächst in eher egalitären Gemeinschaften; Rang- und Statusdenken sind eingebunden in die Gemeinschaft. Es gibt sicher besonders anerkannte Persönlichkeiten (z. B. Schamanen/innen, erfolgreiche Jäger usw.), aber keine institutionalisierte Herrschaft. Persönliche, in der Regel selbst gefertigte Gegenstände haben über einen möglichen Gebrauchswert hinaus immer auch eine magische Bedeutung: sie verbinden die betreffenden Menschen mit den Ahnen und sichern deren Unterstützung. Das hält die Gemeinschaft zusammen. Dennoch wird es auch Neid und Rivalität gegeben haben.

Territoriale "Ansprüche" der einzelnen Gruppen richten sich nach den unmittelbaren Erfordernissen der Existenzsicherung. Das Land und seine Ressourcen sind Teil der Gemeinschaft (des Stammes), Wohnort der Ahnen, mit denen die Gemeinschaft sich über heilige Orte, Kulte und alltägliche Gebrauchsgegenstände verbunden weiß. Das schließt allerdings territoriale Konflikte mit Nachbargruppen oder neu einwandernden Gruppen nicht aus.

Die Bedeutung des Gemein- und Privateigentums ändert sich mit der Auflösung der traditionellen Gemeinschaften: Mit der sesshaften Lebensweise und der Produktion von lagerbaren Überschüssen gewinnt die zunächst soziale, später individuelle Verfügungsgewalt über Land und Ressourcen – marxistisch formuliert: über Produktionsmittel wie Boden, Rohstoffe, Geräte zur Herstellung von Produkten usw. – an Gewicht und wird schließlich zu einer der treibenden Kräfte einer blutigen Geschichte (vgl. Teil II „Vom Wir zum Ich“).

Ein Spannungsverhältnis zwischen Gemeineigentum und Privateigentum oder zwischen dem Prinzip der Gemeinwohlorientierung (wechselseitige Unterstützung, Gemeinsinn) und dem Anspruch auf individuelle Sonderrechte (Macht- und Statusstreben) oder anders formuliert zwischen prinzipieller "Gleichheit" und individueller Besonderheit wird nun zunehmen brisant und bleibt bis heute bestehen.

2. Zwischenresümee

Die Gemeinsinnorientierung der frühen Menschengruppen ist durchaus durchsetzt von Erlebnis- und Handlungsbereitschaften, die tief im Primatenerbe verankert sind; sie beziehen sich u.a. auf Aggressivität, Sexualität, Rangordnung und Territorialität.

Mit der Entwicklung von Sprache und Kultur erfahren diese Handlungsbereitschaften massive Überformungen (Einbindung in Mythen und Rituale, Festlegung sozialen Regelungen, usw.) und werden in den Dienst der Existenzsicherung der jeweiligen Gemeinschaft gestellt. Zugleich wird hier ein die Gemeinsinnorientierung sprengendes Potenzial deutlich.

Vielleicht lassen sich zu den skizzierten evolutionsbiologischen Besonderheiten des Menschen zwei Kernaussagen treffen:

(1) Fundamentale biologische Funktionen (Ernährung, Feindvermeidung und Feindabwehr, Sexualität, soziales Zusammenleben/Rangordnung, Aufzucht des Nachwuchses usw.) werden beim Menschen kooperativ organisiert und gemeinschaftlich geregelt.

(2) Der Mensch entwickelt dazu im Verlauf der Evolutionsgeschichte zusätzliche biologische und kulturelle Funktionen, die die Gemeinschaft und den Zusammenhalt stabilisieren und Kooperation und Gemeinsinn fördern (z. B. rituelle Nahrungsteilung, Empathie, Sprache, Altruismus, Rituale, Religion und Kunst).

Dass dies nicht spannungsfrei verläuft, ist dargestellt worden.

Die außergewöhnliche Intelligenz, Lern- und Anpassungsfähigkeit des Menschen, u.a. ein Ergebnis bzw. „Gewinn“ der Hirnvergrößerung, bilden die Grundlagen für eine Entwicklungsdynamik, die den Menschen zur dominanten Spezies auf dem Planeten macht. Werkzeug- und Waffenherstellung spielen dabei eine wichtige, da die Existenz sichernde Rolle.

Kapitel 8 Werkzeuge und technologische Innovationen

Werkzeugherstellung und Menschwerdung

Die planmäßige Werkzeugherstellung und der differenzierte Werkzeuggebrauch sind ganz zentrale Merkmale des Menschen bzw. der Gattung Homo. Viele sprechen von einem Alleinstellungsmerkmal des Menschen, auch wenn Werkzeuggebrauch vereinzelt auch bei Schimpansen und Kapuzineraffen oder sogar bei Rabenvögeln vorkommt. Die Werkzeugherstellung setzt feinmotorische Fähigkeiten und planvolles, zielgerichtetes Handeln voraus – und ein Gehirn mit entsprechenden Steuerungsfunktionen.

Die Menschwerdung vollzieht sich im Zusammenspiel von mehreren ineinandergreifenden, sich wechselseitig verstärkenden Entwicklungen. Voraussetzungen sind der aufrechte Gang und die menschliche Greifhand mit zunehmend optimierten Fingerfertigkeiten. Die auffällige Gehirnvergrößerung setzt in etwa mit Beginn des Eiszeitalters (vor ca. 3,0 bis 2,5 Mio. Jahren) ein und steht vermutlich in Zusammenhang mit der zunehmend wichtiger werdenden Nutzung der Herdentiere und ihrer Kadaver (Knochenmark!) in den sich damals in Afrika ausbreitenden Steppen und Savannen. Das größere Gehirn „dient“ zunächst offenbar vor allem zur Optimierung der feinmotorischen Steuerung der Finger und des zweckrationalen Handelns, etwa bei der Waffen- und Werkzeugherstellung und bei der Jagd (Verbesserung der Wurftechniken). Diese wiederum liefert die notwendige Energie für die Versorgung des großen Gehirns, das beim Menschen allein rund 20% aller Energie aus der Nahrung "verbraucht".¹¹³

Technologische Innovationen

Wie es zu technologischen oder kulturellen Innovationen kommt, ist eine noch offene Frage. Auffällig ist, dass die Menschheitsgeschichte lange Phasen (scheinbaren) Stillstands kennt, denen „plötzliche“ Innovationschübe folgen.¹¹⁴

Neuere Studien bzw. Computersimulationen zeigen, dass Innovationen erstens parallel zu bereits vorhandenen Technologien auftreten können, indem sie diese ergänzen oder auf neue Weise zusammenführen (Beispiel: Holzspeere und kleinen Steinklingen werden zu einer neuen Kompositwaffe zusammengesetzt). Sie können aber auch zweitens als „Sprünge“ (spontane neue Einsichten) auftreten, ausgelöst durch Umweltveränderungen oder Migration (Beispiel: Erfindung der Nadel, um Felle zusammenzunähen, nach der Einwanderung in kältere Klimazonen). Beide Innovationsarten sind typisch menschliche Formen des intelligenten Lernens (vgl. Kapitel 9).¹¹⁵

¹¹³ Ausführlicher werden die Zusammenhänge u.a. hier beschrieben: <http://www.evolution-mensch.de/thema/gehirn/gehirn.php>

¹¹⁴ Dire ältesten Steinwerkzeuge (ca. 3,0 Mio. Jahre alt) sind einseitig bearbeitete Kieselsteine, sog. Chopper, mit denen Knochen aufgeschlagen werden können, um an das Knochenmark zu gelangen. Vor ca. 1,8 Mio. Jahren treten dann erstmals zweiseitig bearbeitete "Faustkeile" auf (Kulturstufe: *Acheuléen*). aus den Abschlügen der Faustkeile werden bereits unterschiedliche Werkzeugtypen hergestellt: Schaber, Speerspitzen, Bohrer u.a. - Vor ca. 200.000 Jahren wird eine neue Abschlagstechnik "erfunden" (Levallois-Technik), die eine sehr aufwändige Vorbehandlung des Kernsteins erfordert und zu deutlich verbesserten Werkzeugen führt. Sie ist typisch für Neandertaler.

¹¹⁵ vgl. e-Science News „*Biologists trace how human innovation impacts tool evolution*“, 2015-11-24

Werkzeuge aus Stein, Knochen, Holz u.a. sind zunächst vor allem Hilfsmittel für die Jagd, für die Verarbeitung der Beute (Aufschneiden des Fells, Trennen des Fleisches von den Knochen, Aufbrechen der Knochen usw.) oder für die Verteidigung der Gruppe gewesen; sie sind ein wichtiges Element der Überlebenssicherung. Entsprechend sorgfältig erfolgt i. d. R. ihre Herstellung. Der sog. technologische Fortschritt besteht in der Menschheitsgeschichte über lange Zeit vor allem darin, das Rohmaterial (z. B. Kiesel- bzw. Feuersteine) sorgfältiger auszuwählen und vorzubehandeln, bevor der eigentliche Herstellungsprozess (z. B. das Abschlagen von Klingen) beginnt.

Über Jahrhunderttausende bleibt der Fortschritt minimal. Allerdings bezieht sich das primär auf Werkzeuge aus Stein. Geräte aus Holz und anderen Pflanzenmaterialien sind archäologisch zumeist nicht erhalten.¹¹⁶ Erst im Jungpaläolithikum vor etwa 40.000 Jahren nimmt dann beim Homo sapiens – wohl im Zusammenhang mit der sog. „kognitiven Revolution“ (vgl. Kapitel 2) – die Variabilität der verwendeten bzw. genutzten Materialien und die funktionale Differenzierung und Spezialisierung der Werkzeuge deutlich, fast „schlagartig“, zu (Kulturstufe *Aurignacien*). Nun werden auch Geweih, Elfenbein, Knochen usw. zur Werkzeugherstellung genutzt sowie Harpunen, Angelhaken, Nähnadeln, Speerschleudern, Kompositwaffen (z. B. aus Stein und Holz mit Birkenpech als Kleber) usw. entwickelt.¹¹⁷

Die Werkzeugherstellung ist nun so anspruchsvoll, dass sie z. B. heute nur von Experten praktisch nachvollzogen werden kann (vgl. den Ansatz der Experimentellen Archäologie).¹¹⁸ Mit anderen Worten: Nahezu alle heute lebenden Menschen wären nicht in der Lage, solche Waffen und Werkzeuge herzustellen, zumindest nicht ohne wochenlange Übungsphasen!

Individuelle Herstellung, kollektiver Nutzen

In der Regel werden Steinwerkzeuge und andere Jagdwaffen sowie Haushaltsgeräte individuell hergestellt, so wie heute noch bei vielen indigenen Völkern. Dabei gibt es geschickte und weniger geschickte "Handwerker/innen", Neuerungen werden sich aber schnell innerhalb der Gemeinschaft verbreitet haben. Werkzeuge und (Jagd-)Waffen sind neben dem Feuer die zentrale Lebensversicherung der Menschen. Sie werden nicht nur mit größter Sorgfalt hergestellt, sondern vermutlich auch durch magische Symbole unter den Schutz der Ahnen und in den Dienst der Gemeinschaft gestellt. Zumindest seit dem Gravettien (ca. 30.000 v. h.) werden sie auch den Toten mit ins Grab gegeben – für ihr Weiterleben im Jenseits bzw. im Reich der Ahnen.

Die Gemeinschaften definieren sich auch über eine bestimmte Werkzeugkultur (und sie können heute darüber archäologisch identifiziert werden). Jede Gemeinschaft entwickelt eine bestimmte Tradition der Herstellung. Es gibt aber auch epochal und regional übergreifende Gemeinsamkeiten, die es heutigen Archäolog/innen erlaubt,

¹¹⁶ Die berühmten, rund 300.000 Jahre alten hölzernen Wurfspere von Schöningen sind nur durch besondere natürliche Konservierungsbedingungen erhalten geblieben. Sie sind so hervorragend gefertigt, dass sie "modernen Wettkampfspeeren ebenbürtig" sind. (Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Schöninger_Speere)

¹¹⁷ Im 4. Kapitel habe ich bereits darauf hingewiesen, dass es im südlichen Afrika bereits vor 80./60.000 Jahren zu erstaunlichen technologischen Neuerungen gekommen ist (Pfeilspitzen, Kompositwaffen); die technologische Entwicklung "bricht dann aber ab".

¹¹⁸ Das gilt allerdings bereits für die Faustkeil-Herstellung durch archaische Menschenarten wie den Homo erectus in der Acheuléen-Kulturstufe.

entsprechende Zuordnungen zu einer altsteinzeitlichen "Werkzeugindustrie" vorzunehmen (z. B. Acheuléen, Moustérien, Aurignacien, Gravettien, Solutréen, usw.).¹¹⁹ Werkzeuge, Waffen und Haushaltsgegenstände werden fast immer kulturspezifisch mit Symbolen oder Verzierungen gekennzeichnet. Sie haben über ihren praktischen Nutzen hinaus auch eine rituelle bzw. magische Bedeutung. Die kulturspezifischen Formen und „Verzierungen“ sind also keineswegs nur Ausdruck eines ästhetischen Empfindens

Die Sicherung der entsprechenden Rohstoffquellen (z. B. Obsidian, Feuerstein bzw. Silex; später in nacheiszeitlichen Zeiten dann Kupfer, Zinn, Eisen, Ton usw.) bzw. des Handels damit spielt eine wichtige Rolle. Spätestens seit dem Gravettien werden wertvolle Rohmaterialien für Werkzeuge und Schmuck (Ocker, Muscheln, Mammutelfenbein u.a.) zum Teil über größere Entfernungen (mehrere 100 km) herbeigeschafft oder ggf. auch eingetauscht. Wie das organisiert wird, bleibt unklar.

Auch wenn der technische Fortschritt aus heutiger Sicht über Jahrhunderttausende nur sehr langsam verläuft, entwickeln sich die frühen Menschengruppen immer mehr zu außerordentlich erfolgreichen Jägern. Die Jagdtiere, insbesondere die großen Pflanzenfresser, haben sich im Laufe der Zeit auf das "Raubtier Mensch" eingestellt. Aber dort, wo die Sapiens-Gruppen mit bereits hochentwickelter Jagdtechnik im Laufe der globalen Ausbreitung (ab ca. 60.000 v. h. oder später) neu auftauchen (z. B. Australien, Neuseeland, Amerika), tragen sie im nicht geringen Maße zur Ausrottung eines erheblichen Teils der heimischen Megafauna bei (vgl. Kapitel 5).

Waffen und Kulte als Triebfedern der kulturellen Innovation

Jagd Waffen (Wurfspeere, Pfeil und Bogen, Speerschleudern u.a.) und Werkzeuge (Klingen, Stichel, Kratzer, Bohrer usw.) sowie die Überlieferung der entsprechenden Technologien der Herstellung und Anwendung sind die zentrale Lebensversicherung der frühen Menschengruppen. Sie dienen der unmittelbaren Existenzsicherung, also der Nahrungsbeschaffung und -zubereitung, dem Herstellen von Kleidungen und Behausungen, der Verteidigung der Gruppe usw. Sie stehen aber immer auch im Dienst von Kultzeremonien (vgl. Kapitel 4).

Für die Schaffung der grandiosen Felsmalereien in finsternen Berghöhlen und die damit verbundenen Kulthandlungen müssen Farben hergestellt und auf den Fels aufgetragen werden (eventuell mit Blas- oder Spucktechniken), werden Fackeln benötigt und vermutlich auch Klanginstrumente, die besondere Echoeffekte erzeugen. Das Schnitzen der sehr kleinen Tierfiguren aus Elfenbein, Knochen, Horn oder Kalkstein erfordert besondere Schneid- und Schabwerkzeuge, spezielle "Bohrer" werden für die Schmuckherstellung benötigt (Durchbohren und Bearbeiten von Muscheln, Elfenbeinperlen), andere Werkzeuge für Hauttätowierungen oder die Herstellung von Masken, Totempfählen oder Steinskulpturen, usw. Alles setzt entsprechende Rohstoffe und handwerkliches Geschick, aber auch Abstraktionsvermögen und planvolles Handeln voraus.

Nicht alles kann von einzelnen geleistet werden. Die Errichtung von Kultanlagen und Stein-Stelen aus zum Teil Tonnen schweren Monolithen (z. B. in Göbekli Tepe ca. 11.000 Jahre v. h.) durch frühneolithische Dorfgemeinschaften ist nicht nur eine technologische

¹¹⁹ Das gilt auch für die postglazialen neolithischen Dorfgemeinschaften und ihre jeweilige Keramikkultur. Mit dem sog. keramischen Neolithikum ab ca. 8.500 v. h. erfolgt die archäologische Identifizierung einer Kulturgemeinschaft (Siedlung, Kultplatz, Grabstätte u.a.) über die jeweilige Keramikkultur bzw. entsprechende keramische Fundstücke.

Herausforderung, sie ist eine Gemeinschaftsaufgabe, an der Hunderte von Menschen mitgewirkt haben müssen. Die gewaltigen (bis zu 5m hohen und bis zu 10 Tonnen schweren) Monolithe müssen aus dem Fels gebrochen, bearbeitet, über Hunderte von Metern transportiert und nach genauen Plänen aufgestellt werden. Eine erstaunliche Leistung.¹²⁰

Neben der Sicherung der Ernährung und der Verteidigung der Gruppe sind die für die Gemeinschaft so wichtigen Kulte die zentralen Triebfedern technologischer Innovationen. Sie helfen real und mental, die Überlebensstrategien zu optimieren.

Rück- und Ausblick

Seit jeher entwickeln und optimieren Menschen Werkzeuge und Waffen. Sie sind Ausdruck der besonderen Intelligenz und Innovationsfähigkeit bzw. Erfindungsgabe des Menschen (Gattung Homo). Erst dadurch gelingt es den Menschengruppen zu überleben und zur "erfolgreichsten" Spezies zu werden. Werkzeuge, Jagdwaffen, Kultobjekte und technologische Innovationen stehen zunächst im Dienst der jeweiligen Gemeinschaft und ihrer materiellen und spirituellen Existenzsicherung. Sie werden in der Regel von einzelnen entwickelt („erfunden“), können in der Gemeinschaft aber schnell von anderen übernommen werden. Die jeweilige Sozietät identifiziert sich stets auch mit einer spezifischen Werkzeugkultur, über die sie sich zugleich mit ihren Ahnen verbunden fühlt

Die Überlebenssicherung schließt Waffeneinsatz zur Verteidigung der Gruppe und ggf. auch bewaffnete Überfälle auf Nachbargruppen nicht aus. Jagdwaffen sind vielerorts vermutlich schon recht früh zu "Kampfwaffen" (z. B. Speere, Streitäxte, Steinschleudern, Keulen, Kampfbogen) weiterentwickelt worden.¹²¹ Die Ambivalenz des sog. technischen Fortschritts ist vermutlich sehr alt.

Später, nach Auflösung der traditionellen Gemeinschaften und mit dem Aufkommen der sog. Zivilisationen werden Technik (insbesondere Waffentechnik) und Innovation (z. B. Erfindung des Streitwagens) Grundlage von politischer Herrschaft und einer gewaltsam etablierten gesellschaftlicher Stratifizierung (Klassen- und Sklavenhaltergesellschaften). Dazu mehr im Teil II der Studie. Innovationsfähigkeit und „technischer Fortschritt“ bleiben bis heute ambivalent: indem sie einerseits die Lebensumstände und die Existenzsicherung der Sozietäten verbessern, andererseits die Gewalt- und Zerstörungspotenziale erweitern.

¹²⁰ Vgl. das Begleitbuch zur Großen Landesausstellung Baden-Württemberg 2007 "*Vor 12.000 Jahren in Anatolien - Die ältesten Monumente der Menschheit*" im Badischen Landesmuseum Schloss Karlsruhe

¹²¹ Von den Ackerbau treibenden, halbsesshaften Irokesen wird berichtet, dass die Männer noch im 17. Jhd. regelmäßig Kriegszüge unternehmen (nach Einwilligung durch das weibliche Oberhaupt der Sippe!), bei denen es nicht um Streit um Jagdgründe, sondern darum geht, den eigenen Mut zu beweisen und Gefangene für den Marterpfahl oder Skalp-Trophäen zu erbeuten. Dabei werden Steinäxte und Kugelkopfkeulen aus Eisenholz eingesetzt. Jagd spielt kaum noch eine Rolle. (Wikipedia)

Kapitel 9 Herausragende Lern- und Anpassungsfähigkeiten

Lernen in der Gemeinschaft und für die Gemeinschaft

Eine besondere Lernfähigkeit zeichnet alle Primaten aus. Sie ist beim Menschen durch etliche, bereits skizzierte Besonderheiten besonders ausgeprägt (vgl. Kapitel 6): Die vor ca. 3 Mio. Jahren einsetzende auffällige Gehirnvergrößerung geht einher mit einer vorgezogenen Geburt der Säuglinge. Im Vergleich zu unserer Primatenverwandtschaft kommen Menschenbabies als extrem hilflose "Frühgeburten" auf die Welt. Das Gehirn wächst auch noch postnatal und ist nun stark prägbar durch soziale Erfahrungen (Mutter-Kind-Interaktion, Leben in der Gruppe). Die erweiterte bzw. deutlich verlängerte Kindheit ist vor allem Lernzeit.

Die außerordentliche Lernfähigkeit und Intelligenz, die sich z. B. im kreativen Entwickeln neuer Problemlösungen oder in spontanen Einfällen und Einsichten zeigt, ist ein herausragendes Merkmal des Menschen, das ist bekannt und unumstritten, auch wenn die physiologischen Grundlagen noch ungeklärt sind.

Ein ungewöhnlich großes Gehirn

Grundlage für die herausragende Lernfähigkeit und Intelligenz ist das im Vergleich zur Körpergröße und -masse außerordentlich große menschliche Gehirn, das allerdings auch einen sehr hohen Energiebedarf hat.

Die Gehirnvergrößerung geht im Verlauf der Evolution des Menschen mit einer Reduzierung des Verdauungsapparats (inkl. Kiefer und Gebiss) einher: Indiz für einen hohen Fleischkonsum.¹²² Fleisch ist insbesondere durch Braten und Kochen leicht verdaubar und liefert hinreichend Energie. Allerdings dürften auch Knochenmark sowie Zucker- bzw. Stärke-haltige pflanzliche Nahrung eine wichtige Ergänzung, vielerorts sogar Grundlage der Ernährung der frühen Sozietäten gewesen sein.¹²³

Die Frage nach den Ursachen bzw. Selektionsvorteilen der Gehirnvergrößerung – sie ist einmalig im Tierreich und mit erheblichen „Kosten“ verbunden (enormer Energiebedarf des Gehirns, Geburtsprobleme durch die Kopfvergrößerung, verbunden mit einer hohen Müttersterblichkeit) – ist bisher nicht klar zu beantworten. Die Hirnvergrößerung bezieht sich primär auf die Großhirnrinde bzw. den Neocortex, der für sensorisch-motorische Steuerungen zuständig ist; sie erlaubt u.a. eine neue Qualität feinmotorischer Handlungen (extrem differenzierte Hand- bzw. Finger-Beweglichkeit). Das wachsende Gehirn ermöglicht demnach die Herstellung immer komplexerer und effektiverer Werkzeuge und Waffen – und verbessert so die Überlebenschancen der

¹²² In den Anfängen dürfte auch Knochenmark ein wichtiger Energielieferant gewesen sein. Durch das Aufschlagen der Langknochen großer Herdentiere erschließen sich die frühen Menschen eine zentrale Nahrungsquelle.

¹²³ Vermutlich hat die Ausbreitung der Fähigkeit Stärke zu verdauen (durch ein Gen zur Bildung des Enzyms Amylase) und so den darin gebundenen Zucker für die Energieversorgung zu nutzen, das Gehirnwachstum unterstützt.

frühen Menschengruppen, insbesondere unter klimatisch und ökologisch herausfordernden Umweltbedingungen.¹²⁴ Das ist eine gängige These.

Gemessen an der evolutionär raschen Hirnvergrößerung (Verdreifachung innerhalb von ca. 2 Mio. Jahren) ist der erkennbare technologische Fortschritt lange Zeit aber erstaunlich gering; dieser setzt erst vor ca. 40.000 Jahren ein, als das Gehirn beim Menschen schon seit Jahrtausenden offenbar nicht weiter „wächst“. ¹²⁵ Möglicherweise gibt es einen zweiten wichtigen Selektionsvorteil großer Gehirne: die optimierte Kooperation und Verständigung in der Gruppe.

Vermutlich hängt der technologische Fortschritt weniger an quantitativen als an qualitativen Kriterien wie der internen Differenzierung von Gehirnleistungen. Für den Psychologen Manfred Spitzer erfolgt die Evolution der Intelligenz vor allem durch Erhöhung der Speicherkapazität der Nervenetze und der Geschwindigkeit der Informationsweiterleitung.

Verlängerte Lernzeit und soziales Lernen

Dass Menschenkinder eine besonders lange Prägungsphase und Lernzeit durchlaufen, ist bekannt. Weniger beachtet wird m.E., dass Menschenkinder – wie schon erwähnt – viel stärker im sozialen Austausch lernen. Schon sehr kleine Kinder zeigen eine hohe Sensibilität für die Gefühle, Absichten, Wünsche oder Interessen der Mitmenschen (- der Anthropologe Michael Tomasello nennt das "geteilte Intentionalität"), sie sind sozusagen von vornherein sozial orientiert. Das zeigt sich auch im Lernverhalten. Menschliches Lernen ist in hohem Maße interaktiv, also sozial vermittelt (dazu zählt auch Nachahmung!) und nicht nur oder vorrangig als individuelles Erkunden und Erfahrung sammeln angelegt wie z. B. bei anderen Primaten. Kinder suchen bei neuen Erfahrungen oder Erkenntnissen sehr auffällig und oft die Bestätigung von Erwachsenen, sie zeigen auf Dinge oder Ereignisse („da“), sie bringen gefundene Objekte zur erwachsenen „Bezugsperson“ usw.

Meine These: In den frühen Gemeinschaften spielt das Lernen von vertrauten Erwachsenen (Abgucken, Nachahmen, Zuhören usw.) eine zentrale Rolle für die Sozialisation der Kinder. Sie übernehmen so die Erfahrungen, das Wissen, die Geschichten, Regeln und Rituale der Gemeinschaft (Vorbildlernen). Studien des Max-Planck-Instituts für evolutionäre Anthropologie, die Anfang 2010 veröffentlicht worden sind, zeigen: Kinder orientieren sich auch heute noch beim Lernen mehr an Erwachsenen als an anderen Kindern. Das gilt offenbar universell.¹²⁶ Andererseits wissen wir aus dem Alltag, wie stark sich jüngere Kinder auch an anderen, insbesondere

¹²⁴ Pamela Dörhöfer, „Motoren der Intelligenz“, FR 10.11.15 - Für die relativ starke Gehirnvergrößerung ab der Zeit vor ca. 3,0 - 2,5 Mio. Jahren werden Herausforderungen durch Klimaänderungen (sog. Eiszeitalter) diskutiert. In dieser Zeit verändern sich die globalen Meeresströmungen durch die neu entstehende Verbindung von Nord- und Südamerika vor ca. 3 Mio. Jahren. In Afrika kommt es im Zuge von Klimaschwankungen zu mehreren Phasen der Ausbreitung von Steppen (mit großen Herden an Pflanzenfressern).

¹²⁵ Das Hirnvolumen beim Australopithecus liegt vor ca. 3 Mio. Jahren - wie beim heutigen Schimpansen - noch bei rund 450 ccm. In mehreren Schüben setzt dann in der Gattung Homo eine erstaunliche Vergrößerung ein bis auf rund 1.400 bis 1.500 ccm beim Neandertaler (Homo neandertalensis) und beim Homo sapiens (mit erheblicher Varianz) vor rund 100.000 Jahren. Das Gehirnvolumen der Neandertaler ist im Durchschnitt ähnlich groß oder sogar größer als das des Homo sapiens.

¹²⁶ Hinweis in: „Papa wird's schon richten“, FR 23.02.2010. Die genaue Quelle muss noch recherchiert werden.

älteren Kindern orientieren. Beides muss sich ja nicht ausschließen. Die starke soziale Ausrichtung der kindlichen Lernentwicklung beim Menschen begründet meine Skepsis gegen heute verbreitete Tendenzen zur Individualisierung und Technisierung kindlichen Lernens, wenn dadurch die soziale Interaktion, insbesondere mit kompetenten Erwachsenen, eingeschränkt wird.

Menschenkinder lernen vom gesamten Erfahrungsspektrum der Gemeinschaft, insbesondere der Erwachsenen. Sie müssen aber auch lernen, sich in altersmäßig sehr heterogenen Gruppen zu bewegen. Das erfordert "soziale Intelligenz" (bzw. Empathie), ein feines Gespür für die Absichten, Gefühle, Interessen und Fähigkeiten der anderen. Soziale Kompetenzen sind vermutlich eine wichtige Triebfeder für die Intelligenzentwicklung der Menschen, einer Spezies, deren Mitglieder auf effektive Kooperation existenziell angewiesen sind.

Ein weiteres Spezifikum des Homo sapiens soll hier nur am Rande erwähnt werden: die hohe biologische Lebenserwartung, die die des Schimpansen (30 – 40 Jahre) noch mal deutlich übertrifft. Damit zusammen hängt auch das Phänomen der Menopause (Ende der Fruchtbarkeit der Frau), die es bei unserer Primatenverwandtschaft nicht gibt. Schimpansen- oder Bonobo-Weibchen sind lebenslang fruchtbar. Nach der (allerdings umstrittenen) "Großmutter-Hypothese"¹²⁷ können sich beim Menschen die älteren Frauen, die selber keine Kinder mehr bekommen, nun verstärkt auch um den Nachwuchs der jüngeren Frauen kümmern. So oder so: „Ältere“, die nicht mehr am kollektiven Nahrungserwerb (durch Sammeln oder Jagen) aktiv beteiligt sind, können sich um die Betreuung der Kinder kümmern bzw. ihre Erfahrungen weitergeben; das eröffnet erweiterte Lernmöglichkeiten und festigt den Gruppenzusammenhalt.

Mit der Sprachfähigkeit "explodiert" die Lernfähigkeit

Durch die Sprache wird die menschliche Lernfähigkeit sozusagen auf eine neue Stufe gehoben: Lernen erfährt einen qualitativen Schub von enormen Ausmaßen. Der im Kapitel 8 erwähnte technologische „Sprung“ in der Werkzeug- und Waffenherstellung vor ca. 40.000 Jahren, der zugleich einhergeht mit der Schaffung von Kunst (vgl. Kapitel 4), dürfte in engem Zusammenhang mit der inzwischen entwickelten Sprachfähigkeit des Homo sapiens stehen und ist Ausdruck der enorm erweiterten Lernfähigkeiten. Diese eröffnen ganz neue Möglichkeiten des Erfahrungsaustausches, des Experimentierens und des planvollen Handelns (vgl. Kapitel 2).

Der technologische Sprung in den Werkzeugindustrien und im Kunstschaffen findet zunächst nur in einigen Regionen – vor allem in Europa – statt und auch erst nach Einwanderung der ersten Homo sapiens-Gruppen vor 45. - 40.000 Jahren. Diese bringen die neuen Technologien (Aurignacien- und Gravettien-Kultur) nicht mit, sondern entwickeln sie vor Ort. Unklar bleibt, was dazu den Anlass gegeben hat. Es gibt m. E. noch keine überzeugenden (nicht-rassistischen!) Erklärungen dafür, warum herausragende technologische und künstlerische Innovationen in Europa (!) erfolgt sind. Vielleicht deutet der Hinweis auf die besonderen Herausforderungen der europäischen Eiszeiten eine Erklärung an. So oder so: Mit der Sprachfähigkeit "explodiert" die Lernfähigkeit und übertrifft nun die unserer Primatenverwandtschaft bei weitem.

Das Lernen (nicht nur das Phänomen kindlichen Sprachlernens) ist beim Menschen eingebunden in die jeweilige Gruppe, in das „Wir“. Das begründet ein eigenartiges Spannungsverhältnis: Einerseits sind Menschen außerordentlich neugierig und

¹²⁷ <https://de.wikipedia.org/wiki/Großmutter-Hypothese>

„experimentierfreudig“ und interessiert daran, ihre individuellen Kompetenzen zu erweitern, andererseits bleibt ihr Lernen in die Normen, Konventionen und Traditionen der jeweiligen Gemeinschaft eingebunden.

Lernen bleibt zunächst gebunden an die Überlebenssicherung und die Stärkung der Gemeinschaft. Inwieweit besondere Lerninteressen und Fähigkeiten einzelner auch den individuellen Status in der Gruppe bestimmten (über soziale Anerkennung und Prestige hinaus), ist schwer zu beurteilen. Das ändert sich mit der Auflösung der traditionellen Gemeinschaften: nun lernen Menschen, individuelle Interessen durchzusetzen, nutzen sie ihre "Intelligenz", um mit List, Lügen, Betrug, raffinierten Absprachen oder planvoller Gewalt für sich und ihre Familien (Dynastien) dauerhafte Privilegien zu erlangen (vgl. Teil II „Vom WIR zum ICH“).

Anpassungsfähigkeit und die Eroberung der Welt

Die Lernfähigkeit hat noch eine andere Dimension: die für Hominidae (Menschenaffen) ganz außergewöhnliche Anpassungsfähigkeit des Menschen (insbesondere des Homo sapiens, aber auch der früheren Menschenformen) an wechselnde Umwelt- und Ernährungsbedingungen und sonstige Lebensumstände. Eine solche Anpassungsfähigkeit und Flexibilität zeigen nur sehr wenige Säugetiere (z.B. Wanderratten), sie übertrifft die unserer Primatenverwandtschaft bei weitem.¹²⁸

Ausbreitung über die Kontinente

Diese Anpassungsfähigkeit ist die Voraussetzung für die Besiedlung (man spricht gern und nicht zu Unrecht von „Eroberung“) fast aller Kontinente, Landschafts- und Klimazonen. Kein Primat sonst ist in der Lage unter so unterschiedlichen Lebensumständen zu überleben. Dazu hat sicher das außerordentlich breite und variable Nahrungsspektrum des (omnivoren) Menschen beigetragen, es umfasst in voragrarischen Zeiten Pflanzen (Früchte, Wurzeln, Blätter u.a.), Pilze, Insekten, „Meeresfrüchte“, Fisch, Fleisch, Innereien, Knochenmark u.v.m.

Typisch ist auch, dass sich verschlechternde Umweltbedingungen häufig nicht zu einem Abwandern der Sozietäten führen (wie bei Tieren), sondern zu einer Umstellung der Lebens- und Ernährungsweise. Dennoch zeichnen sich die frühen Menschengruppen durch sehr hohe Mobilität aus. Schon sehr früh breiten sich Menschengruppen von Afrika über andere Regionen und Erdteile aus: Vor ca. 1,8 Mio. Jahren erfolgt die Besiedlung großer Teile des südlichen und östlichen Asiens durch den Homo erectus, spätestens vor gut 1,0 Mio. Jahren wird Süd-Europa besiedelt (vom Homo erectus bzw. Homo heidelbergensis, aus dem sich später der Homo neandertalensis entwickelt). Vor rund 70.000 Jahren besiedeln dann Gruppen des Homo sapiens von Afrika aus alle Kontinente (außer Antarktis), erstmals auch Australien und Amerika.¹²⁹

¹²⁸ Schimpansen sind nur insofern anpassungsfähig, als sie zum Beispiel nicht nur dichte Wälder sondern auch offene Savannen besiedeln können. Sie können sich auch neue Nahrungsquellen erschließen (z. B. durch Gruppenjagd auf kleinere Affen). Ihre Fähigkeit, mit extremen Bedingungen fertig zu werden (Leben an Meeresküsten, im Gebirge, in Steppen usw.) ist aber offenbar begrenzt.

¹²⁹ Die **Zeitangaben** können sowohl durch verbesserte Datierungsmethoden als auch durch neuere archäologische Funde korrigiert werden. So gibt es zum Beispiel archäologische Funde (z. B. Daoxian, China), die auf eine "Auswanderung" von Homo sapiens-Gruppen aus Afrika schon vor mehr als 100.000 Jahren schließen lassen. Auch müssen Zeitangaben aus genetischen Studien nicht exakt mit archäologischen Befunden übereinstimmen, da letztere auch von inzwischen ausgestorbenen Populationen stammen können, die sich nicht mehr im heutigen Genpool niederschlagen.

Besonders herauszuheben ist vielleicht die Anpassung des Menschen (Gattg. Homo) an das Leben an Küsten und das Befahren der Meere mit "Booten". Die Insel Flores (Indonesien) erreichen archaische Menschen (Homo erectus?) schon vor über 700.000 Jahren, Australien wird vom Homo sapiens vor ca. 50. oder sogar 60.000 Jahren erreicht – und das über zig Kilometer offenes Meer. Wir haben nicht die geringste Kenntnis, was die Menschen damals getrieben hat, solche Wagnisse auf sich zu nehmen. Wir können auch nur spekulieren, welche Art von Wasserfahrzeugen diese Menschen entwickelt haben.

Mobilität und Anpassungsfähigkeit (ökologische Flexibilität) sind bis heute typische Merkmale des Menschen, auch wenn dies nicht für jeden einzelnen oder jede Gruppierung zutreffen mag.

Variabilität und Vielfalt

Auch in der biologischen und physischen Erscheinung zeigten Menschen eine erstaunliche Variabilität und Vielfalt, obwohl die genetische Variabilität beim Menschen längst nicht so hoch ist wie etwa bei den verbliebenen Schimpansen-Populationen. Ursache für die geringe genetische Variabilität des Menschen (- das bedeutet, alle Menschen stehen sich genetisch recht nahe!) ist vermutlich ein sog. „genetischer Flaschenhals“¹³⁰: Vermutet wird, dass der Homo sapiens offenbar bereits kurz vor dem Aussterben gestanden hat (- vielleicht im Zusammenhang mit der gigantischen Toba-Vulkankatastrophe vor rund 74.000 Jahren?), nur wenige tausend Individuen sollen in Afrika überlebt und sich dann von dort aus ausgebreitet haben. Darauf deuten genetische Studien und die erstaunliche genetische Ähnlichkeit aller heute lebenden Menschen hin.

Dennoch zeigt ein Blick auf heutige Menschengruppen eine geradezu phänomenale Vielfalt an „Typen“ und eine höchst erstaunliche Variationsbreite in allen äußerlichen Merkmalen (Größe, Statur, Gesichtszüge, Haarfarbe und -form, Hautfarbe, usw.). Die Variabilität des Menschen zeigt sich bereits bei unseren Vorfahren: Schon bei den frühen Menschen vor 1-2 Mio. Jahren gibt es eine erstaunliche Bandbreite der „Gesichtszüge“ und anderer Schädel- und Skelettmerkmale. Das verführt manche Forscher dazu, bei jedem Fund gleich von einer neuen Art zu sprechen.

Die Flexibilität und Variabilität des Menschen zeigt sich auch in der Vielfalt, in der sich die in dieser Studie genannten anthropologischen Grundmuster kulturell ausprägen, zum Beispiel in der Vielfalt der Sprachen. So gibt es heute immer noch ca. 6.500 Sprachen, die sich 180 Sprachfamilien zuordnen lassen, daneben noch 120 sog. „isolierte Sprachen“. Die Vielfalt der Sprachen wiederum spiegelt auch eine erstaunliche kulturelle Vielfalt wider. Allerdings stehen heute im Zuge der sog. Globalisierung viele Sprachen unmittelbar vor dem Aussterben. Damit geht auch ein Teil des kulturellen Erbes der Menschheit verloren.

Vielfalt und Flexibilität sind zentrale Kennzeichen des Homo sapiens. Das heißt auch: Es gibt keine starren genetischen Verhaltensprogramme. Insofern ist eine gewisse Vorsicht bei allen Verallgemeinerungen angesagt, zumal wir nur vermuten können, was die letztlich erfolgreichen Sozietäten auszeichnet. Sicher sind die frühen Sozietäten auch im Hinblick auf den entwickelten Gemeinsinn und die Kooperationsstrukturen unterschiedlich gewesen; in dieser Studie ist letztlich nur von einer Tendenz

¹³⁰ https://de.wikipedia.org/wiki/Genetischer_Flaschenhals

(Kooperation und Gemeinsinnorientierung), die im Verlauf von Jahrzehntausenden selektiv verstärkt worden ist, die Rede.

Meine Thesen beruhen auf der Annahme, dass gemeinschaftlich organisierte Jagden (Großwild- bzw. Treibjagden) für die Mehrzahl der paläolithischen Sozietäten eine zentrale Überlebensstrategie gewesen sind. Die archäologischen Funde (Lagerplätze mit Knochenhaufen von Beutetieren, Steinwerkzeugen und Jagdwaffen usw.) sind klare Indizien. Es hat vermutlich aber auch andere Sozietäten gegeben, zum Beispiel solche, bei denen gesammelte "Meeresfrüchte" oder Pflanzen die Hauptnahrung bilden.

Rezente Jäger-und-Sammler-Gruppen, die allerdings zumeist in Randgebiete abgedrängt worden sind, haben – je nach Umwelt- und Ernährungsbedingungen und sicher auch abhängig von Traditionen – durchaus unterschiedliche Sozialstrukturen (Gruppengrößen, Heiratsregeln, Clans) und Überlebensstrategien entwickelt. Neben Sozietäten, bei denen bis ins 20. Jahrhundert traditionell Jagd eine große Rolle spielt (z. B. Inuit), gibt es auch Gruppen (z.B. etliche Dschungelvölker), die überwiegend von gesammelter Nahrung leben bzw. gelebt haben.

Sowohl Neandertaler als auch Homo sapiens gehen offenbar mindestens einmal durch einen „genetischen Flaschenhals“, stehen also kurz vor dem Aussterben, so dass im Hinblick auf die genetische Ausstattung der Überlebenden auch Zufälle (sog. Gendrift) eine Rolle gespielt haben können.

Heiße und kalte Kulturen

Im Verlauf der Menschheitsgeschichte im Paläolithikum (ca. 2,5 Mio. – ca. 12.000 Jahre v. h.) lösen sich lange Phasen (scheinbarer) kultureller und technologischer Stagnation und Phasen relativ plötzlich auftretender Innovationen ab. Die Ursachen der Innovationsschübe sind schwer zu rekonstruieren. Bei den Innovationen kann es sich auch nur die Beschleunigung einer schon lang andauernden, kaum „sichtbaren“ Entwicklung handeln, ausgelöst durch die Entwicklung von Sprache und sprachlich getragener Kultur in den letzten 100.000 Jahren. Während sich einige technologische oder kulturelle Innovationen schnell ausbreiten, bleiben andere Gemeinschaften eher den eigenen Traditionen verhaftet.

Claude Lévi-Strauss spricht – bezogen auf „heutige“ Sozietäten – von „heißen“ und „kalten Kulturen“. ¹³¹ Erstere reagieren eher technologisch innovativ und kreativ auf ihre Umwelt und die Umweltveränderungen, während letztere eher bemüht sind, traditionelle Lebensformen so weit wie möglich beizubehalten und sich den natürlichen Veränderungen „unterzuordnen“ bzw. anzupassen. Vielleicht hat es immer schon diese unterschiedlichen Welt- und Umweltbezüge bei menschlichen Gruppen gegeben. Lévi-Strauss nimmt übrigens keine Wertung vor: Beide Strategien können erfolgreich sein und das Überleben der Sozietät sichern. Heute dominieren die „heißen Kulturen“. Ob's gut geht?

Rück- und Ausblick

Der Mensch hat im Verlauf der Evolution eine herausragende Lernfähigkeit und Intelligenz entwickelt – verbunden mit hoher Flexibilität und Anpassungsfähigkeit. Lernen und Intelligenz verbleiben allerdings in einem Spannungsverhältnis zwischen

¹³¹ Claude Lévi-Strauss, *Das wilde Denken*, 1962; vgl. auch [https://de.wikipedia.org/wiki/Kalte_und_heiße_Kulturen_oder_Optionsen](https://de.wikipedia.org/wiki/Kalte_und_hei%C3%9Fe_Kulturen_oder_Optionsen)

sozialer Orientierung und Einbindung in die Gemeinschaft (Gemeinwohlorientierung) einerseits und individueller Entfaltung kreativer (bzw. egoistischer) Potentiale (Individualisierung) andererseits – oder anders formuliert zwischen Traditionsorientierung und Innovationsorientierung.

Mit dem Ende des Paläolithikums bzw. im Neolithikum setzen sich in einigen Regionen der Erde, das heißt bei einigen Sozietäten, „Innovationen“ durch, die das Leben auf der Erde „nachhaltig“ und dramatisch verändern werden: Sie begründen nicht nur das, was heute als „Umweltkrise“ bezeichnet wird, sondern führen auch zu stärkerer Individualisierung und Hierarchisierung in nun sehr viel größeren Sozietäten, verbunden mit einer Tendenz zur Universalisierung: Der Mensch lebt und denkt nicht nur in den Grenzen der eigenen überschaubaren Gemeinschaft. Das wird Thema im Teil II der Studie.

Resümee Teil I „Der Mensch – ein Wir“

Der Mensch (Gattung Homo) hat sich seit mindestens 2 Millionen Jahren zunehmend auf gemeinschaftlich organisierte Hetz- und Treibjagden und andere Formen kooperativen Nahrungserwerbs in kleinen, überschaubaren Gruppen spezialisiert. Dabei haben sich enge Formen des sozialen Zusammenhalts entwickelt und durchgesetzt.

„Gemeinsinn“ (Kooperation und Nahrungsteilung, Solidarität und Zusammengehörigkeitsgefühl) ist ein zentrales Merkmal erfolgreicher Sozietäten des frühen Menschen. Der Mensch entwickelt sich als ein „Wir“. Der/Die Einzelne fühlt sich als untrennbarer Teil einer Gemeinschaft, ohne die er oder sie verloren wäre.

Zahlreiche Anpassungen ermöglichen und stärken den Zusammenhalt. Dazu gehören wesentliche Elemente dessen, was wir heute unter „Humanität“ verstehen: unsere Bereitschaft zu teilen und zu kooperieren, unsere Empathiefähigkeit, die Wertschätzung altruistischer Werte und Handlungsweisen, die Sprache als Instrument einer differenzierten Verständigung, Rituale, Kunst und Religion als Ausdruck einer gemeinsamen Weltsicht. Diese Elemente der „Humanität“ strukturieren das Zusammenleben der Sozietäten als Gemeinschaft. Sie begründen ein tief verankertes Gefühl der Zugehörigkeit und Zusammengehörigkeit – aber stets in Abgrenzung zu anderen Sozietäten! Dennoch: „Humanität“ ist im Kern die zentrale Überlebensstrategie des Menschen (gewesen).

Auch wenn sich die frühen Menschen als Teil eines „Großen Ganzen“ gefühlt haben mögen, die für das Alltagsleben und Überleben entscheidenden sozialen Bindungen bestehen nur oder primär innerhalb der je eigenen Gemeinschaft (- in die aber andere kooptiert werden können). Darin liegt nicht nur eine Begrenztheit, sondern zugleich eine konfliktrträgliche Ambivalenz.

Daneben bestehen in vielen evolutionär erfolgreichen Sozietäten auch (weiterhin) Reaktions- und Verhaltensbereitschaften aus dem phylogenetischen Primatenerbe, zum Beispiel eine erhebliche Aggressions- und Tötungsbereitschaft (vor allem gegen „Feinde“ und „Verräter“). Aber Aggressivität und Sexualität sowie Dominanzstreben (Rangordnung) werden durch Regelsysteme „gezähmt“ (was sicher nicht immer konfliktfrei verläuft) und mehr oder weniger in die Sicherung der Gemeinschaft eingebunden bzw. dem Gemeinwohl untergeordnet. Das gilt auch für die Entwicklung der Werkzeug- und Waffenkultur. Sie steht primär im Dienst der Existenzsicherung der Gemeinschaft – lässt sich aber bekanntlich leicht für Aggressivität und Gewalt funktionalisieren.

Die herausragende Intelligenz, Lern- und Anpassungsfähigkeit des Menschen führt zu einer großen Vielfalt an Sozietäten und Kulturen. Kein Primat ist in der Lage, unter so unterschiedlichen Umweltbedingungen zu überleben. In Anpassung daran entwickeln Menschen die unterschiedlichste Lebensstrategien und kulturellen Gewohnheiten. Die individuelle Lernfähigkeit bzw. das Lernvermögen entwickeln sich als interaktiver Prozess; sie sind gebunden an soziale Vorbilder und bestätigendes Feedback.

Insgesamt ist es daher etwas riskant, Verallgemeinerungen zu treffen, da Flexibilität und Variabilität kennzeichnende Merkmale des Menschen sind. Dennoch dürften die von mir skizzierten Grundmuster typisch, d.h. universell verbreitet, sein.

Dieses archaische Erbe, ein Mix aus biologischen und kulturellen Entwicklungen, prägt die menschlichen Gemeinschaften über Zigtausende von Jahren. Dann kommt es in relativ kurzer Zeit zu einem dramatischen Umbruch in der Lebensweise und im Zusammenleben. Das versuche ich im nächsten Abschnitt „Vom Wir zum Ich“ nachzuzeichnen.